Pandur und Freimaurer.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Das Wunder im Herrnhofe zu Frainspitz.

Im Herrnhofe zu Frainspitz — dem letzten links an der Straße gelegenen Orte, wenn man von Znaim nach Brünn reist — herrschte große Trauer.

Eines der Gemächer, wo noch jüngst Anmuth und Lieblichkeit heimisch waren, wo Jugend und Tugend in Einem Wesen vereint, schalteten und walteten, dieses Gemach — einen Tempel hätte man es nennen dürfen — war in eine düstere Todtencapelle umgewandelt und statt wie früher mit dem Odem des Lebens wurde es jetzt mit dem Dunstqualm zahlreicher Wachskerzen geschwängert, die ein Todtengerüste umstanden und umschwebten.

Der Tod ist nichts als der Eintritt in ein besseres Leben, warum also umgebt Ihr ihn mit Schauern, warum bekleidet Ihr Wände und Decken mit schwarzem Tuche, warum umhängt Ihr Euch mit Flören, warum jammert und klagt Ihr?

Warum betrauert Ihr den, der es überstanden hat, warum nicht lieber Euch, die Ihr's noch überstehen müßt?

Dort auf dem Gerüste ruht eine Jungfrau.

Wenn je die Seele eines Weibes mit himmlischen

Formen umkleidet war, so war's die ihre; blicket sie an und Ihr werdet jetzt noch, wo sie aufgebahrt liegt, beben vor Wonne ob der Vollendung solchen Liebreizes und solcher Herrlichkeit.

Weiße Schleier umhauchen ätherisch den starren Leib, außer dem Antlitz sind nur die kleinen Marmorhände, ein Crucifix haltend, sichtbar.

Aber welch ein Antlitz ist dies!

Selbst im Tode ist's noch lieblich; die Lippen lächeln, die Stirne ist glatt; das Auge sanft zugeweht; sie ist nicht eine unter dem Frosthauche einer Nacht entblätterte Rose, sondern eine Knospe, die nächtlicher Weile sich schützend schließt, um am Morgen um so schöner sich zu öffnen.

Lichtblondes Haar umwallt seidenweich das wie im sanften Schlummer eingewiegte Wesen, der Todtenkranz schmiegt sich traulich an die Stirne.

So jung und schon todt!

An das Alter braucht der Sterbeengel nur sachte seine Hand zu legen, die reife Frucht fällt ab, die Seele löst sich ohne Kampf vom Körper und das Leben entgleitet ungehört, fast unbemerkt dahin; man will es kaum glauben, bis man sich überzeugt, daß der Greis keinen Athem mehr hat, um einen Krystall zu trüben.

Bei der Jugend aber da muß der Tod unbarmherzig seine ganze Kraft geltend machen, hier kämpft das Leben mit Energie um seine Existenz, jedes Glied, jede Muskel wehrt sich des Daseins, die Brust keucht, die Nerven zucken, das Herz wogt und wellt, die zugeschnürte Kehle röchelt, und die kalten Tropfen, welche Stirne und Wangen bedecken, sie sind nicht »kalter Schweiß«, wie die Menschen behaupten, sondern

sie sind die Thränen, die der Körper der scheidenden Seele nachweint. Und weil in solchen Augenblicken das Leben vom Herzen bereits entschwunden ist, so sind auch diese Thränen ohne Leben, sie sind kalt.

Wenn Ihr aber die aufgebahrte Jungfrau anblickt, so gewahrt Ihr im Aeußeren nicht jene Merkmale, zeugend von einem Kampfe zwischen dem Leben und dem Tode; ja noch mehr, Ihr vermißt sogar die Verwüstungen tödtlicher Krankheiten, die sonst dem Leben die Kraft rauben, seinem Feinde widerstehen zu können; Ihr habt eine Leiche vor Euch, bei der sich der schreckliche Spruch erfüllt zu haben scheint: »Heute roth, morgen todt!«

. . . . . Und zu Füßen des Katafalks kniet betend ein stattlicher Greis, auf seinem Haupte lastet der Jahre Schnee, in seinem Herzen nagt der Wurm des Schmerzes.

Je leidenschaftsloser aber die Brust ist, je ruhiger das Blut wallt, desto verheerender ist die Wirkung solch nagenden Grams; im alten Schrank bohrt sich der Holzwurm ohne Mühe ein, nur am frischen Baume, wo noch Säfte kreisen, versucht er seine Kraft vergebens.

Der Betende — Casimir von Werhotitz ist sein Name — kniet an der Leiche seines einzigen Kindes.

Wollt Ihr die volle Größe seines Schmerzes begreifen, so müßt Ihr vernehmen, daß der Greis außer diesem Kinde auf der ganzen Erde keine verwandte Seele besaß; so bald man dieses Kind in die stille Gruft versenkte, stand er allein da, allein mit seinem Alter, mit seinem Gram.

Was nützte ihm nun sein Reichthum, was sein Ansehen? Wer theilte dieses mit ihm, wem konnte er jenen vererben?

*

Warum gefiel' es dem Himmel, ihn an seinem Liebsten zu strafen? Womit hatte er es verschuldet?

Aber nicht nur der Vater trauerte um die Jungfrau und betete für sie, auch die Bewohner des Ortes und die Bekannten des Herrn von Werhotitz wallten herbei, um ihre Theilnahme und ihren Kummer an den Tag zu legen, und so kam es, daß das Todtengemach des Nachmittags hindurch selten leer ward, und die Stimme des Capuziners, der eigens aus Brünn herausgeholt wurde, an der Leiche zu beten, fand immer einen Wiederhall bei einem oder dem anderen der Anwesenden.

Der Vater zu Füßen des Katafalks kniend, der Mönch seitwärts an einem schwarz tapezirten Betstuhl, die Andächtigen unfern der Thüre haltend und laut die Gebete des Paters nachsprechend, das ist die Scene, die wir antreffen. —

Die ganze? Nein!

Unter den Betern ragt ein bejahrter Mann hervor, ausgezeichnet durch die Stattlichkeit seiner äußeren Erscheinung, so wie durch die Fremdartigkeit seines Wesens.

Schnitt und Form seiner Reisegewänder gehörten der französischen Mode an, was jedoch die Stoffe und deren Farben betraf, so schienen sie mehr dem Norden zu entstammen.

Ein blauer Rock, kurzes schwarzsammtnes Schnallenbeinkleid, ein dreispitziges Hütlein, weiße, jedoch auf der Reise etwas zerknitterte Manchetten und Jabots, ein nett gearbeiteter Stahldegen, endlich eine Allongeperrücke, bildeten die Hülle des Fremden.

Sein markiges, kraftvolles Aeußere ließ auf ein Alter von kaum vierzig Jahren schließen, wenn sein bereits ge=

faltetes Anlitz dem nicht widerspräche und einen Sechziger kennzeichnete.

Die Physignomie des Fremden ist ausdrucksvoll, sein dunkles Auge schaut frei und offen umher, die schön gewölbte Stirne verräth den Denker, der Lippenschnitt läßt ein stätiges Lächeln schauen und das hübschgeformte Kinn mit dem Grübchen verleiht dem Ganzen eine fast weibliche Grazie.

Das Auge des Fremden ist seit seinem Eintritt unverwandt auf das Antlitz der Leiche gerichtet, er hat für den Schmerz des greisen Vaters keinen Blick und für das Gebet des Mönchs kein Ohr — die feurigen Strahlen seiner Pupille schießen wie spitze Pfeile ihrem Ziele zu und bohren sich dort langsam, aber stätig immer tiefer ein.

Und wer den Fremden in diesem Momente beobachtete, hätte bemerkt, wie seine Augäpfel sich immer mehr erweiterten, wie das Feuer seines Blickes sich immer intensiver gestaltete, wie die Stirne sich in tiefere Falten legte, kurz wie auf seinem Antlitze die Ueberraschung sich verzeichnete, die eine unvermuthete Wahrnehmung jederzeit hervorbringt.

Nur ein kurzes Besinnen folgte diesen sichtbaren Symptomen, dann trat er leisen Schrittes hervor, näherte sich dem Herrn von Werhotitz und tippte ihn leise auf die Schulter.

Der Greis hielt ein im Gebete und wendete den Kopf nach dem Fremden.

»Mit Verlaub, edler Herr,« lispelte dieser ihm zu, »daß ich Sie in Ihrer Andacht störe, ich wünschte ein paar Wörtchen mit Ihnen zu sprechen.«

Der Greis erhob sich und trat, dem Fremden höflich den Vortritt lassend, in ein Nebengemach.

»Nur wenige Worte, mein Herr,« begann dieser mit einer Flüchtigkeit, die seine Eile beurkundete, »was mich zu dieser Zwiesprache veranlaßt, ist bei Gott nicht Neugierde, sondern der Drang, vielleicht ein entsetzliches Unglück zu verhüten. Ich befinde mich auf der Reise nach Wien. Im hiesigen Gasthause abgestiegen, hörte ich von dem Tode Ihres Kindes sprechen, der von einem seltenen Umstande begleitet gewesen sein soll. Das erregte meine Wißbegierde, ich begab mich hieher und was ich so eben sah, erregt meine Verwunderung noch mehr. Ich bin ein Gelehrter, mein Herr, ich habe in meinem Leben der Leichen schon viele gesehen, jedoch eine wie diese sah ich noch nicht. Was fehlte dem Fräulein? Wie lange lag es darnieder?«

»Mein armes Kind,« seufzte der unglückliche Vater, »vorgestern am Abend saß sie frisch und wohlauf an meiner Seite; wohl hatte seit einiger Zeit ein unbekannter Kummer den reinen Spiegel ihrer Seele in etwas getrübt, allein ich achtete nicht darauf, und freute| mich ihrer Liebe wie sonst. Ahnungslos ging ich zu Bette, doch gestern am Morgen war ich auf's Höchste erstaunt, das Mädchen nicht wie alltäglich im großen Gemache anzutreffen, ich wartete, Roswitha kam noch immer nicht, endlich wurde mir bange, ich ging zu ihr und fand sie todt im Bette. Mein Wagen wurde schleunigst nach der Stadt gesandt, um von dort ein paar Doctores zu holen, sie kamen jedoch nur, um mir mein Unglück, ihr Ableben, zu bestätigen. Der Tod war kein gewaltthätiger, der Engel schlief in dieser Welt ein, um in der andern zu erwachen. Woran mein Kind starb? Darüber wußten mir die

Doctores keine Auskunft zu geben. Das, mein Herr, ist Alles, was ich weiß.«

Der Fremde hörte diese Mittheilung aufmerksam an, schüttelte den Kopf und murmelte: »Sonderbar, höchst sonderbar!«

Dann, als hätte er eben einen Entschluß gefaßt, sagte er:

»Mein Herr, wollen Sie mir gestatten, mit der Leiche Ihres Kindes durch fünfzehn Minuten allein zu sein?«

Herr von Werhotitz blickte jetzt den Fremden zum ersten Male aufmerksam an, Mißtrauen beschlich seine Seele und er fragte dann:

»Zu welchem Zwecke wünschen Sie dies?«

»Forschen Sie nicht,« lautete die entschiedene Antwort, »ich muß Ihnen um Ihrer selbst willen den Zweck verheimlichen; gewähren Sie mir den Wunsch, und vergessen Sie nicht, daß ich vorhin sagte, es gelte ein entsetzliches Unglück zu verhindern.«

Herr Casimir begriff das sonderbare Verlangen nicht und blieb unentschlossen eine Antwort schuldig.

Der Fremde fuhr dringend fort:

»Wir zählen heute den sechzehnten Tag des Weinmonats im Jahre des Herrn 1746, fügen Sie sich meinem Begehren, Herr von Werhotitz, und dieser Tag wird vielleicht der merkwürdigste Ihres ganzen Lebens werden.«

»Sie wünschen also . . .«

»Mit der Leiche Ihres Kindes durch fünfzehn Minuten allein zu sein!«

Der Edelherr fing an sich mit dem Gedanken, dem

Fremden den Wunsch zu gewähren, zu befreunden, denn schon erwachten Bedenken gegen die Hindernisse, die ihm in diesem Falle entgegen standen.

»Sie wollen mit der Leiche allein sein,« sagte er; »was die Leute aus dem Orte betrifft, so brauch' ich nur den Hof abzuschließen, um ihnen den Eintritt zu verwehren, allein der Capuziner?«

»Der Pater,« erwiederte der Fremde, »mag bleiben, wo er ist, seine Anwesenheit fällt mir nicht lästig, beseitigen Sie nur die Uebrigen, und befehlen Sie, den Eingang des Herrenhofes zu bewachen.«

Der Greis versprach die Anordnungen zu besorgen.

Man kehrte wieder in das Todtengemach zurück.

Der Edelherr benützte die erste Pause, wo keiner der Ortsbewohner anwesend war, sich unbemerkt aus dem Trauergemache zu entfernen und die Thüre leise hinter sich abzuschließen.

Der Fremde und der Mönch waren jetzt allein mit der Leiche.

Ersterer stand eine Minute lang wie im stillen Gebete versunken da, dann gleichsam um eine religiöse Pflicht ganz zu erfüllen, näherte er sich dem Weihbrunnen, tauchte den Weihwedel in denselben, zog ihn heraus und goß unbemerkt den Inhalt einer kleinen Phiole darauf, dann aber, statt, wie die fromme Sitte es erheischt, die Leiche zu besprengen, spritzte er die an dem Wedel haftende Flüssigkeit gegen den Betstuhl.

Der Priester, bevor er noch Zeit gewann, sich über diese Störung seiner Andacht zu entrüsten, fühlte, wie seine Sinne sich umflorten, seine Lippen verstummten, er suchte sich aufzuraffen, blieb aber an dem Betstuhle wie kleben und ohne

seine Stellung zu verändern ließ er lautlos das Haupt wie ein Schlafender auf das Pult sinken.

»Jetzt erst,« murmelte der Fremde, »bin ich allein mit ihr!«

II.

Fortsetzung der Scene im Herrnhofe zu Frainspitz.

Der Fremde näherte sich rasch der Leiche der Jungfrau und begann so wie früher seinen Blick auf sie zu richten.

Die Stille im Gemache wäre eine vollständige gewesen, hätte das regelmäßige Athmen des schlafbefangenen Mönchs dies gestattet; daran kehrte sich jedoch der Fremde nicht, sein Auge war zu beschäftigt, alle Geister seines Lebens vereinigten sich in seinen Pupillen, so daß die übrigen Sinne wie abgestorben ruhten.

Er stand ganz nahe bei der Leiche, der über den Sarg herabwallende Schleier berührte seinen Körper, sein Augenstrahl fiel fast senkrecht auf das Antlitz der Todten.

Nahe an fünf Minuten verharrte er mit eiserner Ausdauer in dieser anstrengenden, ermüdenden Lage, dann aber neigte er sich, so daß sein Antlitz sich jenem der Todten näherte.

So beugt sich eine liebende Mutter zu ihrem kranken Kinde herab, um dessen leise gelispelten Wünschen zu horchen.

Hierauf begann er zu sprechen mit lauter, wohlklingender Stimme.

Schauer hätten Denjenigen durchrieselt, der diese trauliche Ansprache des Mannes, an eine fremde Leiche gerichtet, mit anhörte.

Er sagte: »Roswitha, armes Kind, höre mich! Ich will, daß Du mich vernehmest, darum höre, höre! — Du bist von den Banden eines Todes umfangen, der nicht der wahre, der wirkliche Tod ist. Er hat Dich deines thierischen Willens beraubt, hat deine Glieder in Banden geschmiedet und dein Blut erkalten und erstarren lassen. Du bist todt und lebst trotzdem, weil dieser falsche Tod über deinen Geist keine Macht hat. Dein Ange ist geschlossen und Du siehst. Deine Glieder sind starr, aber Du hörst, Du weißt genau, was um Dich vorgeht.

»Armes Kind! Du hörtest jeden Klagelaut deines Vaters an deiner Leiche und Dir fehlte die Kraft zu sprechen, zu seufzen, zu athmen. Du fühltest, wie man Dich mit Leichengewändern umkleidete und warst unfähig, Dich zu wehren; Du konntest es nicht verhindern, daß man Dich hier aufsargte, hörtest die Gebete um dein Seelenheil, siehst noch jetzt mit deinem geistigen Auge die Wachskerzen flammen und mußt Alles, Alles geschehen lassen, trotzdem, daß das Gefühl des Lebens und das Bewußtsein desselben Dich beseelt.

»Roswitha, höre mich, höre mich weiter. Was Du bis jetzt weißt, ist noch wenig, die Pein, die Du bis jetzt erduldet hast, ist noch gering gegen jene, welche Dir bevorsteht. Man wird deine vermeintliche Leiche zu Grabe tragen, Du wirst hören, wie man den Sarg über Dich schließen wird, das Trauergeläute, der düster bange Ton der Leichenmusik werden in dein Ohr dringen, das Bewußtsein: »Dies Alles gilt mir!« wird Dich durchfluten, deine Seele wird

sich entsetzen vor den Qualen, welche sie voraussieht und sie wird sich nicht zeitig genug der Fesseln entwinden können.

»Man würde Dich in das Grab versenken, man würde Erde auf den Sarg schütten und Du wärst lebendig begraben — darum höre mich, Roswitha, höre mich.

»Ich will deiner gefesselten Seele zu Hilfe kommen, unterstütze mich durch deinen Willen, ich will Dich erwecken vom Tode, damit Du jetzt schon erwachest und nicht erst dann, wenn Sarg und Grab bereits geschlossen sein werden, denn dann wär's zu spät, zu spät.«

Und nachdem der Fremde diese Worte gesprochen, wobei die Strahlen seines Auges unausgesetzt auf das Antlitz der Todten fielen, öffnete er weit seinen Mund und hauchte ihr dreimal seinen Odem zu, hierauf umkränzte er ihr Gesicht mit seinen zehn Fingerspitzen und leitete dem erstarrten Wesen einen Strom jener geheimnißvollen Materie zu, die allbelebend und allwirkend sogar auf wirkliche Leichen einen gewissen Einfluß üben.

Und siehe da, schon nach wenigen Minuten des beharrlichsten Willens und der innigsten Ueberzeugung, daß sein Werk gelingen werde, fühlte er die feine Wangenhaut sich sanft erwärmen; durch eine unglaubliche Anstrengung seinen Willen und seine Lebensgeister sammelnd, führte er rasch der Jungfrau einen verstärkten Strom der Materie zu und gewahrte gleich, wie die Wärme sich steigerte und die Erstarrung zu weichen anfing.

So löst sich die Eisdecke des Stromes unter dem warmen Hauche des Windes, unter der Strömung des belebenden Sonnenstrahls.

Ohne die geheimnißvolle Lebensleitung zu lösen, neigte er sein Ohr an das Herz der Jungfrau, horchte emsig bis er

den ersten leisen Schlag desselben vernahm und als dies eintrat, erhob er rasch das Haupt und verdreifachte den Strom durch Blick, Hauch und Berührung.

Nun fühlte er das Steigen der natürlichen Wärme, er gewahrte das Zucken der Muskeln, die Augenwimpern vibrirten so rasch, wie der Schmetterling, der eben gefangen wurde, mit den Flügeln schlägt.

»Es ist vollendet,« murmelte der Fremde in freudiger Erregung und eilte rasch zur Thüre, um den Edelherrn von dem freudigsten Ergebnisse in Kenntniß zu setzen.

Herr Casimir, vor Freude fast außer sich, schloß den Fremden stürmisch in seine Arme.

Dieser wehrte die Freundschaftsbezeigung sanft ab und sagte: »Lassen Sie Ihr Kind eiligst aus der Todtenstube entfernen, damit die Einwirkung der frischen Luft ihr Erwachen beschleunige und damit der Anblick dieser Trauerstätte ihre Seele nicht verwirre.«

Roswitha wurde hierauf in das anstoßende Gemach zu Bette gebracht und der Leichenschmuck beseitigt.

Der Fremde blieb beobachtend an ihrem Lager, der Vater, zitternd vor Freude, ihm zur Seite.

»Ihr Kind wird zu neuem Leben erwachen,« lispelte der Retter, »doch verhüten Sie, daß sie vor ihrer vollkommenen Genesung ja nicht erfahre, was mit ihr vorging, eine jede heftige Gemüthsbewegung würde sie nur noch mehr abschwächen.«

Ein Geräusch in dem früheren Leichengemache zog die Aufmerksamkeit der beiden Herren auf sich.

»Es ist der Pater, der aus seinem Schlafe erwacht,« sagte der Fremde, »entfernen Sie ihn freundlicher Weise und sagen Sie ihm, Ihr Kind sei während seines Schlafes wieder

zum Leben gekommen, denn was die Aerzte für Tod gehalten, sei nur ein Starrkrampf gewesen.«

Der Edelherr that nun wohl, was der Fremde wünschte, allein dem Capuziner wollte das Gesagte nicht recht einleuchten, er entsann sich des Fremden und der räthselhaften Betäubung, die ihn nach der Besprengung mit Weihwasser befiel; da indessen der Edelherr zu den Freunden seines Klosters gehörte, so vermied er es, seinem Zweifel Worte zu leihen und verließ gutmüthig den Herrnhof.

Als Herr von Werhotitz in das Krankengemach zurückkehrte, fand er den Fremden wegfertig.

»Sie wollen sich schon entfernen?« fragte er betroffen.

»Mein Werk ist vollbracht,« entgegnete dieser, »für mich gibt es hier nichts mehr zu vollbringen. Ihr Kind wird in wenigen Minuten zum Bewußtsein gelangen, und es ist dann die Aufgabe der Aerzte, deren Körper zu stärken und sie vollkommen genesen zu machen.«

»Und Sie, mein Herr, Sie vermöchten so schnell von hier zu scheiden, ohne den Dank meines vor einem fürchterlichen Ende bewahrten Kindes abzuwarten? ohne den Dank eines Vaters anzunehmen, dem Sie das einzige Kleinod seines Lebens wieder gegeben haben?«

Der Fremde versetzte:

»Ich habe kein Recht, einen Dank entgegen zu nehmen, der nicht mir gebührt, sondern Dem, der mir die Kraft verlieh, solche Wunder zu üben, und Der mein Auge mit der Macht ausstattete, in die Zukunft zu schauen und das heute schon zu wissen, was die Zeit nach Monaten erst erzeugen wird. Um Sie nicht enttäuschen zu müssen, wenn mein Werk mißlungen wäre, verschwieg ich Ihnen vorhin, was ich seitdem voll-

brachte; jetzt, da es gelungen, können Sie sich ungeschmälerter Freude überlassen.«

»Sie wollen, daß ich mich freue,« klagte der Edelherr, »und sind dabei selbst so frostig, so gemessen, daß ich Ihre jetzige Stimmung eben so wenig begreife, wie Ihr Geheimniß, durch welches Sie die Todte zum Leben erweckt haben.«

Der Fremde blickte den Greis theilnehmend an und sagte:

»Es ist wahr, ich kann mich dessen, was ich an Ihrem Kinde gethan habe, nicht von Herzen freuen; was mir die Freude verbittert, sind Wolken, die ich über dem Haupte Ihrer Tochter auftauchen sehe —«.

Herr Casimir, bis zu Tode erschreckt, stierte den räthselhaften Fremden an.

»Mäßigen Sie Ihre vorzeitige Angst,« fuhr dieser fort, »denn was ich Ihnen verkünde, sind wohl Gefahren, in denen man untergehen kann, die aber bei gehöriger Vorsicht auch überwunden werden können, daher ich Sie im Voraus warne und darauf aufmerksam mache. Vielleicht erscheint einst der Tag, wo mir Ihr Dank zu statten kommt, vielleicht auch führt das Geschick Sie in meine Nähe; für diese Fälle reiche ich Ihnen dieses Papier, welches meinen Namen enthält. Mein Auge sieht schwarz, ich kann der Rettung Ihrer Tochter wegen der neuen Gefahr, die ihr droht, nicht froh werden; halten Sie Ihr Auge wach, damit der Tag der Noth Sie gefaßt und gewappnet finde. Thun Sie es aber nicht, dann — dann —«

Er blickte spähend umher, zog den Edelherrn rasch an sich, so daß dessen Ohr an seine Lippen zu ruhen kam, und lispelte ihm einige Worte zu.

Herr von Werhotitz stieß einen Schrei des Entsetzens aus, taumelte mehrere Schritte nach rückwärts und sank sinnverwirrt in einen Armstuhl.

In diesem Momente gelangte Roswitha zum Bewußtsein, schlug wie aus einem schweren Traume erwachend die Augen auf und rief mit leiser Stimme:

»Vater, mein Vater!«

Der Ruf seines geliebten Kindes erweckte den Greis aus der Betäubung, sein Auge suchte den Fremden, aber er war fort; was er zurück ließ, war die zu neuem Leben erwachte Jungfrau und das Papier, auf dem die Worte standen:

»Emanuel von Schwedenborg.«

III.

Ein Wiener, der in Brünn auf Werbung ausgeht.

Zur nämlichen Zeit, wo die eben erzählten Vorfälle im Herrnhofe zu Frainspitz sich abspielten, begab sich in Brünn in einem kleinen Hause nächst der damals kaum sechzehn Jahre alten Minoritenkirche folgende, dem Anscheine nach sehr einfache, wegen ihrer Folgen aber bedeutungsschwere Scene.

Das erste und zugleich einzige Stockwerk jenes Hauses, welches freilich nur zwei Gemächer umfaßte, war von einem jungen hübschen Mädchen gemiethet, welches seit einigen Monaten sich in Brünn niedergelassen hatte.

Der Name dieses Mädchens was Ludmilla Prokop.

Eine einzige bejahrte Dienerin bildete den ganzen Haus=

halt der Schönen, deren Alleinsein ihrer Jugend wegen auffiel; von dieser abgesehen, gab sie keine Veranlassung zu nachtheiligen Bemerkungen, sondern lebte dem Anscheine nach zurückgezogen und eingeschränkt, so, daß ihrem Rufe keine böse Nachrede zur Last fiel.

Ihre Wohnung war bürgerlich, aber sehr anständig eingerichtet, sie galt in den Augen ihrer Brünner Nachbarn für die Waise eines im Kriege gegen die Preußen gebliebenen Officiers, welche jetzt von einem Gnadengehalte lebte, den ihr die Milde der Kaiserin zufließen ließ.

Die schöne Ludmilla that nichts, um diesen Glauben Lügen zu strafen, ging vielmehr allen indirecten Forschungen klug aus dem Wege und bemühte sich, das Geheimniß ihrer Existenz aufrecht zu erhalten.

An dem Nachmittage, wo die bereits geschilderten Scenen vorfielen, befand sich Ludmilla in ihrer Wohnung und zwar mit einer Stickerei beschäftigt, welche Arbeit sie mehr zum Zeitvertreib als des Nutzens wegen zur Hand nahm.

Betrachten wir sie genauer.

Kaum achtzehn Jahre alt, schlank, mit einem hübschen Gesichtchen, der feine weiße Teint, durch glänzendes, dunkelbraunes Haar noch mehr hervorgehoben, dabei zierlich, mit graziösen Manieren und Bewegungen, Gewänder von feinen Stoffen und nach damaligem Geschmacke gefertiget, fürwahr, man mußte auf den Gedanken gerathen, sie gehöre einem höheren als dem Bürgerstande an.

Die eintretende Dienerin unterbrach die trauliche Stille des Gemaches und meldete die Ankunft eines unbekannten Herrn, der die Mademoiselle zu sprechen wünsche.

Die dunklen Augen des Mädchens verfinsterten sich und sie heischte der Alten zu:

»Sie weiß, daß ich nie Besuche empfange, warum also diese Belästigung?«

»Ich habe dies dem fremden Herrn bedeutet,« erwiederte die Alte, allein er ließ sich trotzdem nicht abweisen, sondern sagte, »er müsse mit Ihnen sprechen, denn er sei deshalb eigens von Wien hieher gekommen.«

»Von Wien!« rief Ludmilla mit einem Ausdrucke, der leicht erkennen ließ, daß sie nun dem Wunsche des Fremden nicht länger widerstehen werde, »wohlan, er trete ein, wir wollen hören, was der Herr uns aus Wien zu erzählen hat?«

Der Eintretende war ein großer, überaus starker Mann, dessen Perrücke an den Schläfen mit zwei niedlichen Löckchen aufgeschniegelt war, die zu der vierschrötigen Figur und dem vollen, breiten Gesichte in so großem Mißverhältnisse standen, daß die Frisur einen höchst lächerlichen Eindruck hervorbrachte.

Er war nahe an vierzig Jahre alt und trug sich bürgerlich gekleidet.

Nichtsdestoweniger trat unser Mann mit vieler Zuversicht auf, und grüßte freundlich, blieb vor der Dame stehen und schien zu erwarten, daß sie ihn erkenne.

Da dies nun nicht der Fall war, lächelte er freundlich und fragte:

»Mademoiselle belieben sich meiner nicht mehr zu erinnern?«

Das flüchtige Erröthen Ludmilla's verrieth, daß sie sich seiner jetzt erst entsann, sie verzog den Mund zu einem spöttischen Schnäbelchen und antwortete mit dem Tone, der einige Geringschätzung zur Schau trug:

»Sie sind es, Herr Rudolf! ich hätte Sie beinahe nicht wieder erkannt.«

»Mademoiselle belieben zu scherzen?«

»In allem Ernste, Herr Rudolf, Sie kommen mir ganz fremd vor, ich weiß nicht, sind Sie seit der Zeit, daß ich Sie nicht sah, länger oder breiter oder Beides zugleich geworden?«

»Pardonniren, Mademoiselle, keines von Allen! Ich halte noch immer mein altes Grenadiermaß, und was die Dicke belangt, so wäge ich nicht Ein Quentchen mehr denn ehedem — was Ihnen jedoch an meiner Wenigkeit fremdartig vorkommen mag, ist das glatte Gesicht . . . .«

»Richtig, richtig, Sie sind jetzt ganz glatt, während dem Sie sich beim Bataillon durch einen unbändigen zausigen Schnurbart auszeichneten!«

»War Ihnen aber doch angenehm, wenn dieser unbändige zausige Schnurbart, wie Sie sich auszudrücken belieben, am Gagetag zu Ihnen in die Stube trat und Ihnen von Seiner Gnaden dem Herrn Hauptmann Baron Krippenda . . .«

»Schweigen Sie,« fiel ihm Ludmilla unwirsch in's Wort, »erinnern Sie mich an den Treulosen nicht.«

»Hab' mir's damals gleich gedacht,« bemerkte Rudolf mit vieler Wichtigkeit, »der Herr Hauptmann werden bald aus der Attaque retiriren.«

»Ich wollt', der Herr Baron hätten die Gnade gehabt, auf dieser Retirade ein Bein zu brechen,« rief das Mädchen im höchsten Unmuthe aus.

»Bah,« versetzte der ehemalige Grenadier trocken, »was hätt' es Ihnen genützt? Er wäre auch mit Einem Bein in ein anderes Lager übergegangen. Wenn ein Frauenzimmer eines Liebhabers ganz sicher sein will, muß sie so

operiren, daß er den Kopf verliert, dann kann sie die Victori blasen.«

Ueber diesen seinen eigenen Scherz beliebte Herr Rudolf in ein sehr heroisches Gelächter auszubrechen.

»Wie ich wahrnehme,« bemerkte Ludmilla, »sind Sie im Civilstande ein wenig gewitzter geworden?«

»War auch nothwendig, denn 's ist ein großer Unterschied zwischen der Existenza im Civile und im Militare. Als Soldat marschirt man seinen Weg, gradaus nach dem Regulament, observirt man dies, oder sammelt man sich gar noch einige Meriten, dann ist man ein gemachter Mann, der wenig zu prätendiren, aber auch nichts zu riskiren hat; im Civile dagegen, da ist's ganz anders, da heißt es nicht: »Gradaus, marschirt!« sondern: »Windet Euch und kriecht!« man kann ein Weinschlauch und Naßkittel sein, man kann unzüchtige Raupen und Possen treiben und man steht sich gut dabei, wenn man's hübsch im Geheimen treibt und keine Seele in Allarm bringt. Als Seine Excellenz der Herr Graf von Löwenwalde mich aus dem Bataillon zu sich als Kammerdiener nahmen, beliebten Hochdieselben zu sprechen: »Rudolf, ich nahm Ihn zu mir in's Haus, Er wird ein anständiges Salari erhalten, Er wird keinen Soldatenkittel mehr tragen, aber die militari Disciplin bleibt mir gegenüber aufrecht; begriffen? Mit dem andern Plebs kann Er's halten, wie Er's will, schau Er wie Er d'raus kommt, je schlauer Er ist, desto feiner wird Er's haben.« So sprachen Ihre Excellenz und ich hab' mir die gräflichen Worte mit Accuratesse hinter's Ohr geschrieben, ich bin ein schlaucher Civilist geworden, ja ich bin sehr schlauch, aber versteht sich, immer mit Discretion.«

Ludmilla lachte sichtbar erheitert über den glatt geleckten Bären und sagte dann:

»Sie befinden sich also jetzt in Privatdiensten des Grafen Löwenwalde?«

»Zu Befehl, Mademoiselle, ich habe die Ehre, Seiner Excellenz Kammer- und Leibdiener zu sein,« und — der »Schlauche« sah sich sehr vorsichtig um und setzte geheimnißvoll und mit gedämpfter Stimme hinzu: »ich bin in Hochdesselben Auftrag hier!«

Eine freudige Bewegung durchfuhr das Mädchen, doch war auch sie nicht minder »schlauch« als Herr Rudolf, sie zwang daher rasch ihre Freude hinter die spanische Wand der Grandezza und sagte mit einem Tone, den sie vergebens in Eis zu hüllen suchte:

»Welche Neuigkeit? der Herr Graf belieben sich um mich zu kümmern? der Herr Graf kennen mich ja gar nicht?«

»Pardonniren, Mademoiselle,« antwortete der gräfliche Leibdiener, »wenn Sie behaupten, Seine Excellenz haben Sie noch nicht gesehen, dann sind Sie im Schritt; allein man braucht eine Person nie zu sehen und kennt sie deshalb doch. Ein Regimentsinhaber wohnt in Wien, sein Regiment garnisonirt am Rhein, er hat die Mannschaft nie gesehen und kennt sie doch, genauch, sehr genauch! dies wird bewirkt nicht etwa durch Hexenkunst und Zauberei, sondern im Wege Rechtens und des Dienstes durch die Conduite-Listen, die ihm eingesendet werden und aus denen er Mann für Mann Hochseines Regiments genauch kennen lernt; es ist höchst probabiliter der Fall, daß Seine Excellenz der Herr Graf von Löwenwalde auch Ihre Conduitte eingesendet erhielten.«

»Pardonniren, Herr Rudolf,« parodirte die Schöne verletzt, »erstens bin ich kein Regiment und zweitens sind der Herr Graf nicht mein Inhaber —«

»Aber der Herr Baron Krippenda waren es,« bemerkte der Schlauche, »und da mag es wahrscheinlich gekommen sein, daß er Sie Seiner Excellenz empfahl . . .«

»Ich bedarf der Empfehlung des Herrn Barons nicht,« fiel ihm Ludmilla heftig in die Rede, »ich lasse mich überhaupt nicht empfehlen, am allerwenigsten von einem Ungetreuen, der seine Geliebten wie die Wachtstuben wechselt.«

»Mademoiselle, ich bitte Sie Ihre Contenence nicht zu verlieren, sondern bevor Sie Allarm blasen, die Parole anzuhören. Mademoiselle, Sie sind kein gewöhnliches Weibsbild, sondern eine schöne, eine kluge Persona. Sie haben bis itzo aus Ihrer Schönheit Vortheil gezogen, thun Sie es nun aus Ihrer Klugheit. Die Rosen auf den Wänglein werden gar leicht marodi, das Feuer in den Aeuglein verraucht wie der Schuß einer alten Hakenbüchse, der Glanz rostet wie die Politur einer Säbelklinge, wenn sie feucht wird, mit einem Worte die Schönheit retirirt im Sturmlauf und wird mit der Zeit wirkungslos, wie ein altes demontirtes Wallstück; die Klugheit dagegen die bleibt, die Klugheit nimmt durch das Alter an Werth zu, so wie der Wein; durch die Klugheit kann man noch immer Geld erwerben, wenn die Schönheit schon längst mit Abschied fortgegangen ist. Ich bin dahero beauftragt, an Ihre Klugheit zu appelliren, und hoffe, daß sie darauf reflectiren werden.«

»Sie machen mich sehr neugierig, Herr Rudolf.«

»Geduld, Mademoiselle, ich werde gleich in die Fronte aufmarschiren. Ich bin ermächtiget, Ihnen eine sehr respectable Recompense zu bieten . . .«

»Wofür?«

»Pro primo, daß Sie nach Wien übersiedeln —«

»Das läßt sich hören.«

»Pro secundo, daß Sie dort ein schönes Haus führen, versteht sich, nicht aus eigenem Säckel.«

»Die letztere Bemerkung war höchst überflüssig. Weiter!«

»Pro tertio, daß Sie für die Dauer Ihres Aufenthaltes in Wien Ihren Namen ablegen.«

»Meinen Namen ablegen? Herr Rudolf, ich fange an zu fürchten, daß es sich um eine Schelmerei handelt!«

»Ei, ei,« versetzte der Schlauche, »haben Sie etwa gar geglaubt, daß man den Leuten heut zu Tage viel Geld schenkt, damit sie ehrlich bleiben?«

»Schon gut — nur weiter — ich werde also meinen Namen ablegen.«

»Pro quarto, werden Sie den Namen und Charakter eines Fräuleins von Schwerin acceptiren.«

Ludmilla sah den gräflichen Leibdiener mit großen Augen an.

»Wer ist dieses Fräulein von Schwerin?«

»Die Grafen von Schwerin sind eine sehr respectable preußische Familie.« —

»Und ich sollte mich für eine Preußin ausgeben? Jetzt, wo wir mit Preußen in Krieg und Feindschaft leben? Nimmermehr! Der Wiener Polizeidirector Herr von Managetta ließe mich mit Bütteln über die Grenze bringen oder wenn es ihm beliebte, mich als Spionin zu inquiriren, so könnte ich auch auf dem Hohenmarkte mit dem Staupbesen Bekanntschaft machen, was schier noch schlimmer wäre.«

»Oho, oho, wo denken Sie hin! Mit der Tochter

eines Generals geht man nicht so um. Doch wenn man auch darauf keine Rücksicht nähme, so sollen Sie, trotzdem, daß Sie für eine Preußin gelten werden, dennoch von der Polizei ungeschoren bleiben.«

»Wie so dies?«

»Sie sollen es gleich vernehmen. Pro quinto, Sie sind als Fräulein von Schwerin im heurigen Sommer aus den preußischen Staaten entflohen, Sie sind demnach eine Feindin Preußens oder vielmehr des preußischen Königs.«

»Des Königs? Warum das »vielmehr«?«

»Weil Sie, pro sexto, als Fräulein von Schwerin seine intime Freundin waren und Se. Majestät Sie verstoßen hat.«

»Herr Rudolf, ich fange an zu fürchten, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche, sondern um eine sehr gefährliche Schelmerei handeln wird.«

»Ich habe vorhinein die Schelmerei zugestanden; was jedoch die Gefährlichkeit betrifft, muß ich sie entschieden in Abrede stellen. Die Angaben, die Sie zu machen haben, sind falsch, das ist Betrug, richtig, dafür werden Sie recompensirt, wo aber steckt die Gefahr? Etwa darin, daß Sie den König Friedrich in's Spiel bringen? Er ist unser Feind, man wird die Sache nicht so subtil nehmen, außerdem vergessen Sie nicht, daß Diejenigen, die Ihre Officia in Anspruch nehmen, auch nicht ohne Autorität sind, daß Dispositionen zu Ihren Gunsten getroffen werden, um Sie im Nothfalle zu salviren.«

»Aber wozu dieses Gewebe von Lügen, wozu diese Maskerade und Komödie?«

»Auch darüber will ich Sie aufklären, doch erst dann, wenn Sie sich verpflichten, diese Angaben nicht nur simplici-

ter zu machen, sondern auch im nöthigen Falle mit einem Juramente zu bekräftigen.«

Ludmilla erschrak.

»Herr Rudolf,« rief sie, »das Jurament wäre ja ein falsches!«

»Natürlich, und deshalb erhalten Sie das viele Geld; Juramente, die nicht falsch sind, muß man umsonst ablegen und man erhält oft nicht einmal ein »Vergelts Gott« dafür, viel weniger aber fünfhundert baare Gulden.«

»Fünfhundert Gulden?« fragte die Schöne angenehm überrascht.

»Fünfhundert Gulden,« bestätigte der Leibdiener, »und außerdem kostenfreien, standesgemäßen Aufenthalt in Wien, der sich, nebenbei bemerkt, durch mehrere Monate erstrecken kann, was höchst wahrscheinlich zweimal so viel kosten wird.«

Die für die damalige Zeit beträchtliche Summe zerstreute alle etwaigen moralischen Bedenken und Ludmilla Prokop erklärte die Rolle des Fräuleins von Schwerin zu spielen.

Herr Rudolf, der seine Mission sehr »schlauch« ausgeführt hatte, war sichtbar erfreut und brachte noch am selben Abende den merkwürdigen Handel zum Abschlusse.

»Fräulein,« sagte er beim Abschiede mit einer Reverenz wie sie einer Comtesse von Schwerin gebührte, »ich recommandire mich Ihro Gnaden auf das Angelegentlichste und werde zu Wien vermelden, daß Hochdero Ankunft längstens binnen vierzehn Tagen alldort erfolgen wird.«

Er schritt gravitätisch hinaus.

Ludmilla Prokop kündete schon am nächsten Tage ihre

Wohnung, veräußerte ihre bürgerliche Einrichtung, versah sich mit eleganten Gewändern und trat acht Tage später in einer schwerfälligen Postkutsche, von vier Kleppern gezogen, die Reise nach Wien an, um dort als Fräulein von Schwerin auf dem Schauplatze der Begebenheiten zu erscheinen.

IV.

Eine Bekanntschaft auf der Straße.

Die Scenen im Herrnhofe zu Frainspitz und im Hause nächst der neuen Minoritenkirche in Brünn ereigneten sich, wie bereits bekannt, am Tage Sanct Galli, das ist am sechzehnten October 1746.

Am nächstfolgenden Abende, nämlich am Abende des Siebzehnten, fuhr eine mit vier kleinen ungarischen Rößlein bespannte Reisecalesche auf der Straße von Znaim gegen Ober-Hollabrunn.

Theils das heraufgezogene Dunkel der Nacht, noch mehr aber ein dichter, stinkender Nebel verbreiteten eine so undurchdringliche Finsterniß, daß die Reise auf der damals noch ungebauten Straße nicht ohne Gefahr war.

Der Lenker jener Calesche glaubte daher im Interesse und zur Sicherheit seiner Herrschaft zu handeln, wenn er seine Rößlein zügelte und sie statt im Trabe, im Schritt durch Nacht und Nebel ziehen ließ.

Mit dieser Vorsichtsmaßregel war man jedoch in der Kutsche nicht einverstanden.

Eine kräftige Männerstimme, der man am ersten Rufe abhörte, daß ihr das Commandiren geläufig sei, rief

in slavonischer Sprache aus dem geschlossenen Wagen heraus:

»Janko, was ist das für eine Schneckenpost?«

»Gospodine,« *) antwortete der Kutscher in dem nämlichen Idiom, »die Finsterniß ist so dicht, daß die Augen ganz überflüssig geworden sind, und da dachte ich —«

»Räubrrischer Hund, Du hast an gar nichts zu denken, sondern im Trabe zu fahren.«

»Gospodine, sehen Sie sich die Finsterniß nur an, es ist nicht möglich —«

»Wenn ich einmal dazukomme, den Wagen halten zu lassen,« schrie die vorige Stimme heraus, »dann kannst Du auf fünfzig Prügel rechnen, die alle Heilige Dir nicht mehr herabnehmen sollen. Fahr zu, Hund!«

Dieser interessante Wortwechsel wurde geführt, ohne daß der Wagen hielt. Herr und Diener schrien so laut, daß sie sich trotz der geschlossenen Kutsche verstanden, ohne daß der Herr seinen Sitz und Janko seinen Sattel verließ.

Die Drohung mit den fünfzig Prügeln war keineswegs in den Wind oder besser in den Nebel gesprochen, sie war keine leere Phrase, denn auf dem Bocke vorne saß ein Haiduck, der keine Secunde lang Anstand genommen hätte, die Execution auf offener Straße zu vollziehen, was ihm — beiläufig bemerkt — in der Praxis gar oft vorgekommen war.

Janko, dem Prügelfrieden nimmer trauend, versetzte die Rößlein in Trab und grommelte dabei in den Bart:

»Meinethalben, wenn Er's haben will, so sei's. Ich leide keinen Schaden, wenn ein Pferd den Fuß bricht oder die Kutsche in Trümmer geht!«

*) Herr.

Gegen diese Logik legte aber der Herr im Wagen sein Veto ein; denn nach einigen sehr unangenehm empfundenen Stößen ließ er seine mächtige Stimme abermals erschallen und schrie, wo möglich noch drohender als früher, hinaus:

»Verdammter Kerl, aufgepaßt! Achtung! Wenn ein Pferd oder der Wagen zu Schaden kommt, so laß ich Dir hundert aufzählen, daß Dich die Engel im Himmel pfeifen hören sollen!«

Diese zweite vermehrte Auflage schien den armen Janko, obwohl er des Schreibens und Rechnens unkundig war, doppelt so gefährlich wie die erste; er ging daher mit sich zu Rathe, ob es besser sei, langsam zu fahren und sichere Fünfzig in Empfang zu nehmen, oder im Trabe zu bleiben und Hundert zu riskiren?

Nach einigem Besinnen entschloß er sich zu Letzterem, da ihm hier wenigstens die Hoffnung blieb, wenn das Geschick ihn begünstigte, mit gesunden Pferden und unbeschädigtem Wagen davon zu kommen, während im anderen Falle die Fünfzig unausbleiblich waren. Janko kannte seinen Gebieter und wußte, daß er nie pünctlicher Wort hielt, als wenn er Jemanden Prügel versprach. In Folge dieser Betrachtungen, ließ er die Rößlein forttraben, richtete die weit offenen Augen unabläßig auf die Straße, um den Löchern und Gruben zeitlich genug auszuweichen, was aber der Finsterniß wegen ein eitel Bemühen blieb, denn er gewahrte die Unebenheiten und Hindernisse erst bis der Stoß sie ihn fühlen ließ, wobei er jedesmal unter Herzklopfen: »Jai, jai!« *) rief, als ob er den Ersten der Hundert schon verspürte.

Und kein Mensch kann seinem Schicksale entgehen, auch

*) Klagelaut, beiläufig: O weh, o weh!

der arme Janko war ein Mensch und sein Schicksal schien es zu sein, heute geprügelt zu werden.

Seit dem letzten Stoße war es indessen eine Weile ruhig fortgegangen, Janko athmete schon leichter und ruhiger auf und hoffte, das Fuhrwerk werde in dieser Weise friedlich fortrollen, als plötzlich ein Rad desselben mit vier Pferdekraft an einen mächtigen Stein gerissen, sich spitzte und zerbrach; das Geräusch und die Erschütterung machten die Pferde scheu, sie schleppten die dreirädrige Calesche eine Strecke fort, wodurch auch die Achse mit lautem Krachen in Trümmer ging.

Janko hatte Mühe die Pferde zum Stehen zu bringen.

»Da haben wir's,« begann er jetzt laut zu schimpfen, »das Unglück ist nun fertig, der Teufel hole die ganze Wirthschaft, jetzt ist mir's schon einerlei, geprügelt werde ich so wie so; ob ich einige Streiche mehr bekomme, daran liegt mir wenig, wer hundert verträgt, erstickt auch an den nächsten Zwanzig nicht.«

Während dieser verzweifelten Expectoration war der Haiduck vom Bocke gesprungen, der Kutschenschlag flog auf und aus dem Wagen stürzte ein Mann, von dem wir ob der undurchdringlichen Finsterniß nichts wahrnehmen können, als daß er in einen Capuzenmantel gehüllt und über sechs Schuh lang ist.

»Hund, Räuber, vermaledeiter Lump!« schrie er dem armen Janko mit einer Stimme zu, die erkennen ließ, daß er der Mann mit der mächtigen Lunge sei, der vorhin aus dem Wagen drohte, »herunter vom Pferd, nieder auf die Erde, Mischko — das war der Name des Haiducken — zähl' ihm hundert Hiebe auf, aber tüchtige, damit er noch daran denke, wenn ihm einst der Teufel das Licht ausbläst.«

Die Leidenschaftlichkeit, welcher der Koloß sich überließ, gab nicht nur die Heftigkeit seines Temperaments, sondern auch den Ernst der Situation zu erkennen, und die Gefahr, in welcher Janko schwebte.

Der Arme war vom Pferde gestiegen und nahm nun zu Bitten seine Zuflucht.

»Gospodine, ich bin unschuldig.«

»Nieder auf die Erde!«

»Man sieht ja nicht einen Schritt weit —«

»Nieder auf die Erde!«

»Gospodine, Du hast ja befohlen, daß ich schnell fahre.«

»Nieder auf die Erde!«

Der Bedrängte mochte was immer einwenden, er bekam nichts zu hören als: »Nieder auf die Erde!«

Janko seufzte, blickte scheu und furchtsam um sich, als erwarte er irgend eine unvorhergesehene Hilfe, vergebens, er gewahrte nichts, als seinen Busenfreund, den Mischko, der wie ein Strafengel mit dem drohenden Stocke neben ihm stand, seinen Schnurbart wirbelnd und der trotz der warmen Gefühle, die ihn beseelten, doch keinen Anstand nahm, seinem Freunde und Landsmann das Lederzeug anzustreichen.

»Jai, jai, Gospodine, ich bin unschuldig!«

»Nieder, auf die Erde!« wiederholte der Koloß und stampfte dabei zur Abwechslung mit einem Fuße die Erde. Der Kutscher erkannte die Steigerung der herrschaftlichen Wuth und um nicht noch mehr zu wagen, begann er sich in sein Schicksal zu fügen und wollte sich eben auf die kothige Muttererde niederlassen, als Wagengerassel und Posthornklang durch die Nacht erscholl und zwar in derselben Richtung, woher auch die jetzt zerbrochene Kutsche gekommen war.

Janko schöpfte Hoffnung — vielleicht rettete ihn diese Kutsche, er wußte zwar nicht, wie? aber er hoffte dennoch. Die Geschichte von dem Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalm klammert, ist zwar alt, aber sie wiederholt sich so oft, daß sie ewig frisch und ewig jung bleibt.

Auf den Gospodine — ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Diener und Herr — brachten das Wagengerassel und die Posthornklänge gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, während sie jenen zögern ließen, trieben sie diesen zur Beschleunigung an und er schrie:

»Auf die Erde nieder, Hund! was hältst Du uns auf? Mach' mich nicht grimmig — oder —«

Janko fing entsetzlich zu heulen an und stellte sich als befolge er die Befehle seines Herrn.

In diesem Momente langte die Postkutsche auf dem Schauplatze an und machte Halt. Eine lodernde Fackel, von dem Diener auf dem vorderen Bock gehalten, brachte einiges Licht auf die Scene.

Aus diesem Wagen stieg nun ebenfalls ein Herr und fragte:

»Was fällt hier vor? Warum der Aufenthalt? Was gibt es für einen Lärm auf der Straße?«

Der Fackelträger näherte sich der verunglückten Calesche, sein Herr folgte ihm.

»Was gibt es hier?« fragte er nochmals.

»Einen unliebsamen Aufenthalt!« antwortete der Koloß unwirsch, »verursacht durch die Nachlässigkeit dieses Schurken.«

»Warum schrie dieser Mensch so entsetzlich? — Wenn ich mich nicht täusche, so droht ihm eine körperliche Züchtigung?«

»Sie entgeht ihm nicht, dieses Hundevolk kann nicht selig werden, wenn es nicht geprügelt wird.«

»Es mag eine hübsche Seligkeit sein, die eingeprügelt werden muß. Indessen ist es meine unfürgreifliche Meinung, es wäre zweckmäßiger, wenn möglich, das zerbrochene Gefährte nothdürftig herzustellen, zum Prügelnlassen blieb Ihnen später noch immer Zeit genug.«

»Der Teufel hole den Wagen!« polterte der Andere, »ein Rad ist zerschellt, die Achse gebrochen, was läßt sich damit auf offener Straße beginnen?«

»Wohin führt Ihre Reise, wenn es zu fragen erlaubt ist?«

»Nach Wien!«

»Mein Weg geht ebenfalls dahin. Wenn Sie es räthlich erachten, den Wagen Ihrer Dienerschaft anzuvertrauen, so bin ich bereit, Ihnen einen Sitz neben mir anzubieten.«

Die augenblickliche Verlegenheit des Mannes im Capuzenmantel mußte ihm das Anerbieten höchst willkommen erscheinen lassen und er nahm es auch ohne Zögern an.

Janko wurde pardonnirt, Mischko erhielt die Weisung, am Wagen eine Schleife anzulegen, die Kutsche bis nach Hollabrunn zu bringen, wo der Herr im Wirthshause die Ankunft der Equipage abzuwarten versprach.

Hierauf begab sich der Koloß zu der Postcalesche, welche der andere Reisende mittlerweile schon bestiegen hatte und sagte sehr manierlich:

»Mein Herr, ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an und bin bereit, die Hälfte der Kosten zu tragen.«

»Davon darf keine Rede sein,« versetzte der Andere feierlich, »ich bin Cavalier!«

»Auch ich bin es!«

»Um so besser!«

»Darf ich wissen, mit wem mir die Ehre wurde zu reisen?«

»Ich bin der königlich schwedische Assessor beim Bergwerkscollegium Emanuel von Schwedenborg.«

»Und ich,« erwiederte der Koloß, »ich bin Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia Pandurenobrist Franz Freiherr von der Trenk.«

V.

Eine Unterhaltung im Wagen.

Der Assessor war der erste, der das Wort ergriff.

»Herr Baron,« sagte er, »es freut mich, auf so unerwartete Weise Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, jetzt erst kenne ich Sie vollkommen. Sie müssen nämlich wissen, Herr Obrist, daß ich schon so viel von Ihren Abenteuern und Kriegsfahrten erzählen hörte, daß ich immerhin behaupten darf, ich habe Sie zum Theil gekannt, bevor ich Sie sah.«

»Man spricht also von mir auch im Auslande?« fragte Trenk sichtbar geschmeichelt.

»Ihr militärisches Talent, Ihr Unternehmungsgeist, Ihre Verwegenheit werden allerorts gerühmt. Sie haben Ihrer Souveränin respectable Dienste geleistet.«

»Und die Kaiserin,« versetzte Trenk mit Genugthuung, »hat meinen Verdiensten auch volle Anerkennung gezollt. Ich bin kaiserlicher Obrist und hoffe noch weiter zu avanciren.«

»Hoffen Sie dies wirklich, Herr Baron?« fragte Schwedenborg mit einer Stimme, die seinen Zweifel verrieth.

»Mein Herr!« rief Trenk fast beleidigt.

»Ohne Aufbrausen, Herr Baron! Ich bitte, lassen Sie uns ruhig und mannhaft mit einander sprechen. Sie zählen erst zweiunddreißig Lebensjahre, ich dagegen achtundfünfzig. Sie haben bereits viel erlebt, ich dagegen habe viel gelernt. Ihnen gegenüber bin ich ein alter Mann, dem Sie wohl zutrauen werden, daß er nur mit Bedacht spricht und handelt. Ich werde vielleicht Vieles sagen, was Ihnen unangenehm sein wird, aber nichts, was Sie später nicht bestätigt finden werden. Sind Sie geneigt, mich anzuhören?«

»Sprechen Sie, Herr Assessor!« versetzte der Obrist mit dumpfem Tone.

Der Schwede fuhr fort:

»Ich will aufrichtig sein, Herr Baron, und bekennen, daß unsere Bekanntschaft keine zufällige ist. Meine Reise nach Wien galt nebst Anderen auch Ihnen.«

»Mir?« fragte Trenk überrascht.

»Ja, Herr Baron, Ihnen. Sie kehren jetzt aus dem nicht sehr glücklichen Feldzuge in den Niederlanden, während die Armee die Winterquartiere bezog, nach Wien zurück und — merken Sie sich wohl was ich Ihnen sage — Sie sind in Gefahr, die Armee, so wie Ihre Panduren nie wieder zu sehen.«

Der Assessor fühlte wie der Obrist an seiner Seite sich heftig hin und her bewegte.

Der Assessor fuhr daher rasch fort:

»Wenn unsere heutige Zusammenfahrt für Sie und für mich einen Erfolg haben soll, so müssen Sie, Herr Ba-

ron, Ihres Naturells Meister werden und jede Heftigkeit mit Gewalt unterdrücken. Ich sagte vorhin, meine Reise nach Wien gelte zum Theil auch Ihnen. Ein Zufall kam mir zu statten, ich finde Sie ein paar Tage früher, um so besser, Warnungen kommen nie früh genug.«

»Sie haben also die Reise von Schweden nach Wien unternommen, blos um mich zu warnen?«

»Um Vergebung, Herr Baron, Ihr Spott ist nicht am Platze, Ihre Behauptung ist falsch. Ich sagte, meine Reise gelte »nebst Anderen« auch Ihnen. Außerdem geht meine Absicht dahin, nicht allein Sie zu warnen, sondern auch mit Ihnen einen Bund zu schließen.«

»Eine Allianz?« fragte Trenk.

»Reiche alliiren sich, Edelleute verbünden sich, der Pöbel rottet sich zusammen.«

»Was soll die beabsichtigte Verbindung erzwecken?«

»Das Glück der Menschheit!«

»Unser beider Bund sollte das Glück der Menschheit anstreben?« fragte Trenk lächelnd.

»Ein Glied und noch ein Glied bilden keine Kette, das ist wahr, wenn man jedoch viele Glieder ineinander fügt, dann entsteht sie. Ein Glied reicht hin, zwei getrennte Theile zu einem Ganzen zu verbinden, und wären ihre Enden weit von einander entlegen, dann fügt man so lange Glied in Glied, bis Alle eine Kette bilden. Eine solche Kette durch alle Länder des Welttheils gezogen, ein und dasselbe Ziel verfolgend, muß es erreichen und wären die Hindernisse, gegen welche sie anzukämpfen hat, noch so zahlreich.«

»Sie meinen also, daß auch ich ein Glied einer Kette werden soll . . .«

»Die schon besteht!«

»Ihr Antrag würde mich in Staunen versetzen,« entgegnete der Pandurenobrist, hätte ich nicht schon Manches von einem geheimen Bunde flüstern hören, der sich über Deutschland herüber nach Oesterreich zieht und auch in unseren Landen sich zu verbreiten strebt. Ich habe mich nie darum bekümmert, denn mein Soldatenblut inclinirt nicht zu solchen Extravaganzen, ich liebe die geheimen Conventikel nicht, wo man entweder mystischen Firlefanz oder Verschwörungen treibt.«

»Herr Oberst,« erwiederte Schwedenborg mit dem Tone leisen Vorwurfs, »würden Sie die Zwecke des Bundes, dem beizutreten ich Sie einlade, näher kennen, Ihr Urtheil wäre milder ausgefallen; würden Sie die Macht nur ahnen, die der Bund jetzt schon besitzt, den Beistand, den er Ihnen in der Gefahr, der Sie entgegen gehen, zu leisten vermag, Sie würden die dargereichte Hand nicht stolz von sich weisen, sondern sich mit Freuden uns anschließen.«

Trenk schwieg einige Augenblicke, dann sagte er:

»Sie fordern mich zum Beitritt in einen geheimen Bund auf, dem auch Sie angehören; sind Sie dazu ermächtigt?«

»Ja, Herr Obrist.«

»Von wem?«

»Von einem Oberen des Bundes.«

»Gilt die Ermächtigung blos für meine Person?«

»O nein, sie gilt auch Anderen.«

»Was erwarten Sie, was erwartet der Bund von mir? Warum fiel Ihre Wahl gerade auf mich?«

»Weil Sie in der Lage sind, den Bund auf's Kräftigste

zu unterstützen und dessen Gedeihen, dessen Erweiterung zu fördern. Herr Baron, Sie sind ein der Kriegswissenschaft kundiger Soldat, Sie werden jedoch zugestehen, daß diese Wissenschaft das Wohl der Menschheit nicht befördert, daß sie keine selbstständige ist, vielmehr in anderen Wissenschaften derart wurzelt, daß ihr Fortschritt von dem der andern bedingt ist. Jene Wissenschaften im großen Ganzen zu verbreiten, zu verallgemeinern, allen Schichten der Gesellschaft zugänglich zu machen, durch sie Licht und Aufklärung in die Welt zu senden und solcher Art das Glück der Menschheit zu fördern, das ist der Zweck des Bundes. Um diesen erhabenen Zweck zu erreichen, muß sich die Wissenschaft mit der Macht, mit der Thatkraft vereinigen, diese muß den Bund schützen, muß seine materielle Existenz ermöglichen, jene muß ihn erleuchten, muß ihr in schlaflosen Nächten erworbenes Wissen zum Gemeingut werden lassen. Betrachten Sie mich und Sie, Herr Baron, das Beispiel im Kleinen wird genügen, um auf die Wirkung im Großen zu schließen. Ich bin ein Mann der Wissenschaft, mein Vaterland schätzt mich als einen seiner gelehrtesten Männer. Philologie, Mathematik, Philosophie, alle Naturwissenschaften, Astronomie u. s. w. gehören in das Bereich meines Wissens; ich habe Werke edirt, denen die Bewunderung der gelehrten Welt zu Theil wurde; mein Vaterland hat Alles anerkannt, hat mich belohnt, allein welchen Nutzen schöpft die Menschheit im großen Ganzen aus meinem Wissen? Die gelehrte Welt steht noch zu isolirt, sie greift nicht ein in die Massen, sie bildet eine Zunft und bereichert selten mit ihren Schätzen Jene, die außerhalb des Gelehrtenkreises sich befinden. Denken Sie sich aber einen innigen Bund, geschlossen zwischen mir und Ih=

nen! Sie besitzen, was mir mangelt, Macht, Reichthum, Sie können im Kreise Ihrer Unterthanen, Ihrer Untergebenen, Ihrer Freunde und Verwandten das verbreiten, was ich durch ein langes Leben erlernt und erforscht, Sie können auf fruchtbarem Boden den Samen ausstreuen, den ich gesammelt, damit er zum segensvollen Korn der Aufklärung heranreife; wir Beide vereint würden erzwecken, was keiner von uns allein vermöchte. Uebertragen Sie dieses Verhältniß ins Große, erweitern Sie die Wirkung ins Massenhafte und Sie werden Ihre letzte Frage, warum unsere Wahl auf Menschen Ihresgleichen fällt? beantwortet erhalten.«

Die in der Kutsche herrschende Dunkelheit ließ den Assessor die Miene des Pandurenobristen nicht sehen, sonst hätte er es wahrhaftig unterlassen, das Gespräch fortzuführen, da er aus dem Gesichte des Barons das Vergebliche seiner Bemühung nur zu deutlich herausgelesen hätte.

»Wenn indessen die Finsterniß die Macht des Auges verkümmerte, so blieb doch die des Ohres ungeschwächt und der höhnische Ton in der Antwort Trenks verrieth dem Schweden hinlänglich, was die Dunkelheit ihm entzog.

»Sie laden mich ein,« sagte er, »in Gemeinschaft mit Ihnen Aufklärung zu verbreiten und rechnen dabei auf meinen Einfluß, meine Macht und meinen Reichthum; haben Sie aber auch bedacht, ob es wirklich in meinem Interesse liegt, daß Aufklärung verbreitet werde? Ich bin Cavalier und zähle auf meinen slavonischen Gütern zahlreiche Unterthanen, Geschöpfe, die mir unbedingt gehorchen müssen, und keinen andern Willen haben dürfen, als den meinen; angenommen, es läge im Bereiche der Möglichkeit, auch in dieses Volk die Aufklärung hineinzuprügeln, denn anders würde

man wohl damit nicht zu Stande kommen, meinen Sie, daß ich etwas dabei gewänne? Aufgeklärte Leute sind schlechte Unterthanen; als der Teufel der Aufklärung in die Köpfe der Bauern fuhr, haben sie zu rebelliren angefangen.«

»Um Vergebung, Herr Baron,« fiel ihm der Assessor in die Rede, »an den Rebellionen der Bauern trug nicht die Aufklärung die Schuld, sondern die Bedrückungen, der Egoismus der Grundherrschaften; daß Einzelne durch die Aufklärung der Massen nur verlieren werden, will ich gerne glauben, allein ich denke, es ist die Pflicht jedes Redlichen, sein Interesse dem des Ganzen unterzuordnen.«

»In diesem Falle,« versetzte Trenk trocken, »halte ich es mit den Unredlichen und bin erbötig, jedem, der es mir öffentlich verübeln würde, das Genick zu brechen.«

»Das heißt, Sie würden Ihr Unrecht durch Gewalt verdecken wollen; man bringt aber die Wahrheit nicht so leicht zum Schweigen; reißt man ihr die Zunge aus, so bleiben ihr die Finger und schnitte man ihr auch diese ab, so ist jeder vergossene Blutstropfen ein neuer Zeuge, der für sie spricht. Herr Baron, versündigen Sie sich nicht an der Wahrheit, es dürfte vielleicht eine schwere Zeit der Prüfung für Sie kommen, wo Ihre Feinde, Ihnen zum Schaden, der Wahrheit ins Angesicht schlagen und sie mit Füßen treten werden, während Sie gefesselt die Macht nicht besitzen werden, zu verhindern, daß die Lüge den Sieg davon trage.«

»Sie wollen mich durch Schreckschüsse in Ihr Netz treiben, eitle Mühe! der Baron Trenk läßt sich nicht hin und her scheuchen wie ein gehetzter Hase, ich fürchte keine Drohung und bin Mann genug, jede Gefahr von mir abzuwenden.«

»Ob Sie dies wirklich vermögen, wird sich zeigen.«

»Sie thun, als ob Sie wer weiß wie genau von meinen Schicksalen unterrichtet wären.«

»Hören Sie, ob ichs bin oder nicht? Im Februar 1745 zogen Sie in Wien wie im Triumphe ein. Sie kamen mit Ruhm beladen aus dem Feldzuge, hatten eine Fußwunde und wurden am Hofe mit aller Distinction empfangen, die Kaiserin empfing Sie auf's Liebreichste und gewährte Ihnen die Gnade, sich in Höchstihrer Gegenwart niedersetzen zu dürfen.

»Die kaiserliche Auszeichnung, der Jubel der Wiener, Ihre großen Verdienste erbitterten Ihre zahlreichen Feinde, die Ihnen theils der Neid, theils aber, lassen Sie mich aufrichtig sein, Herr Baron, Ihre Fehler zuzogen. Sie kümmerten sich jedoch darum nicht, machten den nächsten Feldzug mit und mochten nicht wenig erstaunt sein, als Sie nach rühmlichst geendigter Campagne nach Wien eilen mußten, um Ihre gekränkte Ehre nachdrücklich zu vertheidigen. Zahlreiche Klagen wurden gegen Sie erhoben, man beschuldigte Sie der Gewaltthaten gegen Officiere, des Atheismus, der Freigeisterei, des Kirchenraubes in Baiern, der Plünderungen; es gab Leute, welche behaupteten, Sie hätten in der Schlacht bei Sorr, als Sie das Zelt des preußischen Königs überfielen, diesen persönlich gefangen genommen, ihn aber gegen ein ungeheures Lösegeld entschlüpfen lassen, ja, Ihre ärgsten Feinde meinten sogar, Sie sammeln deshalb so ungeheure Reichthümer, weil Sie im Plane hätten, die slavonischen Lande zu revoltiren und sich von Ihrer Majestät Regierung unabhängig zu machen.

»Die Kaiserin gab diesen Anklagen anfangs kein Gehör,

allein Ihre Feinde allarmirten den Pöbel, erbitterten sogar die Gebildeteren; die gute Kaiserin wurde überlaufen und fand sich endlich auf Ihr eigenes Ansuchen bewogen, eine Untersuchung anzuordnen. Feldmarschall Cordua, einer der rechtschaffensten Männer Wiens, leitete dieselbe und entschied in einem an die Kaiserin gerichteten Gutachten:

»Daß alle angebrachten Klagen von solcher Art wären, daß sie kein Kriegsrecht erforderten. Trenk habe hin und wieder gegen Officiere gefehlt, indem er sie gar zu eigenmächtig cassirt hätte. Um diese alle abzufertigen, sollte er zwölftausend Gulden bezahlen. Alle übrigen Anzeigen hätten den Geruch der Rachgierde und Verläumdung; wären auch nicht werth, daß man einen Mann in Wien mit Processen aufhielte, der so nothwendig bei der Armee wäre. Man müsse übrigens in Ansehung seiner wichtigen Dienste bei Kleinigkeiten durch die Finger sehen u. s. w.

»Diese günstige Entscheidung wurde von Ihnen in so ferne mißachtet, daß Sie sich weigerten, die den Officieren zugesprochene Summe zu bezahlen und statt dessen mit Extrapost auf Ihre Güter nach Slavonien fuhren. Der im heurigen Frühjahr begonnene Feldzug rief Sie wieder zur Armee, und nun, da die Winterquartiere bezogen sind, reisen Sie abermals nach Wien, wo Ihre Feinde mittlerweile nicht unthätig geblieben sind. — Sie haben sich nun überzeugt, Herr Obrist, daß ich mit Ihren Schicksalen vollkommen vertraut bin, und wenn es mir beliebte, den Wahrsager zu spielen, so würde ich Ihnen Dinge prophezeien, die Ihre kühne Zuversicht nicht wenig erschüttern würden. Ihre Lage ist keine beneidenswerthe, in mancher Beziehung sogar eine gefährliche, und dennoch getraue ich mich, Ihnen eine glückliche Umschif-

fung der Klippen zu verheißen, wenn Sie sich mit uns verbinden und unserem Bunde beitreten. Wir kennen Ihre Feinde, wir werden sie unschädlich machen und Sie sollen aus der Anklage rein und vollkommen gerechtfertigt hervorgehen.«

»Das werde ich auch ohne Sie und ohne Ihren Bund,« rief Trenk, dessen Geiz und Stolz sich gegen die Zumuthung des Assessors empörten; »bleiben Sie mir mit Ihrem geheimen Firlefanz, mit Ihrer leidigen Aufklärung vom Leibe und kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten nicht fürder; meine Sache ist gerecht, einmal habe ich bereits über meine Feinde triumphirt, ich werde sie jetzt zum zweiten Male ihrer Lügen und Verläumdungen überweisen, dazu bedarf ich jedoch keiner Verbündeten, dazu bin ich mir selbst Mann genug. Unsere Wege, unsere Interessen gehen weit auseinander, Herr Assessor; wir Beide können nicht Hand in Hand gehen, mir als Soldat ist der Krieg Alles, Ihnen als Gelehrter der Friede; Sie sind Freimaurer, ich bin Pandur, Wasser und Feuer können sich nicht mengen, bleiben wir getrennt und warten wir die Zukunft ab, um zu sehen, wer von uns eher sein Ziel erreicht und wer von uns Ursache haben wird, über den Anderen zu triumphiren!«

Der Wagen hielt. Man war in Hollabrunn angelangt.

Der Obrist dankte dem Assessor für die Fahrt und schied von ihm, nicht ohne Trotz, nicht ohne Hochmuth, bauend auf seine Kraft, auf seine Verdienste.

VI.

Der Leser lernt den Baron Trenk kennen.

Freundliche Leser, welche meinen Erzählungen etwas mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit schenken, werden bemerkt haben, daß ich bei Einführung der Hauptpersonen in meinen Romanen nie in eine Characteristik derselben eingehe; ich huldige in dieser Beziehung dem Vorgange, den der Verkehr im wirklichen Leben als Beispiel aufstellt; so wie dort macht der Leser auch in meinen Erzählungen die Bekanntschaften der Menschen, in dem er zuerst eine Vorstellung ihres Aeußeren, ihrer Manieren gewinnt; dann hört er sie sprechen, erhält Einsicht in ihre Anschauungen, endlich sieht er sie in verschiedenen Situationen des Lebens handeln, bemerkt ihre Schwächen, Fehler und Leidenschaften oder ihre Vorzüge und Tugenden; solcher Weise entwickelt sich vor seinen Augen ein Character so deutlich, so prägnant, daß die umfangreichste Schilderung in Worten ihn nie so faßlich vorzuführen vermöchte.

Dieser Methode des Characterisirens huldigen nur wenige Romanschriftsteller, sie erschwert die Exposition der Erzählung ungemein, weil der Leser, gerade so wie im wirklichen Leben, für Personen, die er noch nicht kennt, sich auch weniger interessirt; andererseits jedoch bietet sie den Vortheil, daß Charactere, die gleichsam vor den Augen des Lesers ent-

stehen, und sich nach und nach enthüllen, viel richtiger aufgefaßt werden, und ist die Erzählung einmal auf der hohen See der Handlung angelangt, ein um so größeres Interesse einflößen.

Wenn der Inhalt dieses Capitels seiner Aufschrift entsprochen, das heißt, wenn der Leser den Baron Trenk genau kennen lernen soll, dann muß das Capitel eine vollkommene Characteristik desselben enthalten; — das wird nun auch der Fall sein, allein unserer Methode getreu, werden wir auch bei dieser Gelegenheit uns in keine gedehnte Auseinandersetzung und Zergliederung seiner Sondereigenschaften einlassen, sondern wir werden ihn durch seine Thaten und Handlungen zu characterisiren trachten.

Facta loquuntur . . . Thaten sprechen . . . in unserem jetzigen Falle lassen die verläßlichsten Quellen an deren Wahrhaftigkeit keine Zweifel auftauchen.

. . . Franz Freiherr von der Trenk, aus einem alten churmärkischen Geschlechte stammend, wurde 1714 in Calabria in Sicilien geboren, wo sein Vater, Officier in der kaiserlichen Armee, eben in Garnison lag. Später kam dieser als Obrist und Regimentscommandant nach Leutschau in Ungarn, lebte drei Jahre bis vor dem Beginn dieser Erzählung (1743) und hinterliß seinem Sohne, damals schon Pandurencommandanten, ein ansehnliches Vermögen und mehrere Herrschaften in Slavonien.

Der junge Trenk kam als Fähnrich zu einem Infanterieregiment.

Seine tollen Streiche verzehrten große Summen. Eines Tages kam er zu einem Beamten seines Vaters und forderte Geld von ihm; dieser weigerte sich, solches ohne Anweisung

zu verabfolgen, und der junge Baron, über diesen Widerstand erbittert, spaltete ihm den Kopf.

Nachdem der hieraus erwachsene Proceß beigelegt war, trat Trenk mit einer selbstangeworbenen Husaren-Escadron in russische Dienste, um in dem 1736 ausgebrochenen russisch-türkischen Kriege gegen die Türken mitzufechten.

Es handelte sich damals um die Eroberung der Krim von Seite Rußlands und Trenk leistete in diesem Feldzuge unter dem Befehle des Feldmarschalls Münnich vortreffliche Dienste.

Bei einem Streite mit einem russischen Obristen, der auf seinen Rath nicht attaquiren lassen wollte, beschimpfte ihn Trenk, mißhandelte ihn mit der Reitpeitsche und wäre bei dieser Gelegenheit arquebusirt worden, wenn der Feldmarschall ihn nicht um den Preis von vier Tartarenköpfen, die er an den Mähnen seines Pferdes angeknüpft, ganz allein aus dem feindlichen Lager holte, begnadigt hätte.

Kurz vor Ende des Feldzugs ließ Trenk sich bei einer ähnlichen Gelegenheit wie die obige von seinem heftigen Temperament hinreißen, einem anderen russischen Obristen eine Ohrfeige zu geben und wurde zum Tode verurtheilt.

Fast auf der Todesstätte angelangt, ließ sein guter Genius den Feldmarschall Löwenthal nebst seiner Gemalin vorüberfahren, Trenk sprach sie an und wurde auf des Generals Verwendung mit Transportation nach Sibirien begnadigt; gegen dieses Urtheil legte er Protest ein, und man änderte es in St. Petersburg, daß man Trenk cassirte und aus den russischen Landen verwies.

Nun kehrte er zu seinem Vater zurück und vermälte sich

mit einem schönen Fräulein, einer Tochter des Feldmarschall-Lieutenants Tillier.

Diese Ehe währte jedoch nicht lange. Die junge Dame begleitete ihren Gatten oft nicht freiwillig auf den Jagden, die er in den Sümpfen und Morästen unternahm, und da sie solcher Strapazen ungewohnt war, zog sie sich eine Krankheit zu und starb ohne Erben zu hinterlassen.

Nun faßte Trenk den Entschluß, seine Güter in Slavonien von den Räubern, welche die Gegend an der türkischen Grenze unsicher machten, zu reinigen.

Er organisirte seine Herrschaftspanduren und begann den kleinen Krieg.

In welcher Weise dieser geführt wurde, mögen folgende zwei Scenen beweisen.

Eines Tages befand sich Trenk auf der Jagd, da drangen aus einer abgelegenen Hütte Musikklänge heraus; er begibt sich hinein, findet ein lustiges Hochzeitmahl und nimmt alsogleich zwischen den Gästen Platz. Auf einmal treten zwei riesige Harambascha's — so hießen die Anführer der Räuber — in die Stube und Trenk gewahrt zu seinem Schreck, daß er sich in sehr gefährlicher Gesellschaft befand.

Seine Jagdflinte lehnt an der Thüre, die Räuber glaubten deshalb an der Miene des Barons Verlegenheit zu bemerken und der Eine sagte zu ihm:

»Wir haben deine Unterthanen nie beleidigt, Trenk, und Du verfolgst uns auf die grausamste Weise und läßest unsere Verwandten spießen und rädern. Wir denken anders. Friß Dich ruhig satt mit uns. Wir könnten Dich zwar jetzt ohne Gegenwehr niederschießen, allein fürchte nichts. Wenn wir uns satt gegessen haben, wollen wir's Mann gegen

Mann mit dem Säbel in der Faust versuchen, und es wird sich zeigen, ob Du wirklich so tapfer bist und so unüberwindlich, wie deine Leute sagen.

Trenk verbiß seinen Grimm ob dieser räuberischen Insolenz, zog jedoch seine Sackpistolen unbemerkt hervor, richtete sie unter dem Tische auf seine Gegner und drückte beide zugleich ab. Fast zur selben Zeit faßte er mit ganzer Kraft den langen schweren Eichentisch, hob und stürzte ihn auf die jenseitig Sitzenden und gelangte, nebst seinem Gewehre auch noch jene der Räuber mitnehmend, glücklich in's Freie. Aber drinnen war nur einer der Räuber tödtlich getroffen, der andere arbeitete sich unter dem Tische hervor und lief dem Baron nach.

Trenk blieb stehen, ließ den Räuber heran rennen, schoß ihn mit der eigenen Flinte nieder, hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn im Triumphe auf sein Schloß Pletternicza.

Ein anderes Abenteuer aus diesem Räuberkrieg ist folgendes:

Der Baron hatte den Vater eines Harambascha—beide türkische Unterthanen — spießen lassen.

Eines Abends patrouillirte Trenk im Mondenscheine an dem Bache, der schmalen Scheide der Kaiserreiche.

Auf einmal hörte er sich anrufen und eine Stimme von jenseits schrie herüber:

»Trenk, ich kenne Dich, Du bist es, der meinen Vater spießen ließ, der uns grausam und hinterlistig verfolgt. Wenn Du ein Herz im Leibe hast, so überschreite den Steg, der uns trennt, ich werde meine Leute fortsenden; Du lässest dein Gewehr zurück, wir kämpfen dann Beide mit dem Säbel in der Faust und wollen sehen, wer den Platz behält!«

Der Baron nahm den Zweikampf an, eilte hinüber auf türkischen Boden und säbelte den Räuber nieder.

Einige Wochen später erhielt der Baron Franciscus von der Trenk von dem Landescommandanten General Guadagni in Essegg eine Vorladung, um sich wegen der unbefugten Gebietsverletzung des freundnachbarlichen Landes zu defendiren.

Dem Essegger Auditor Sazzenthal traute jedoch Trenk nicht, denn er war von ihm schon bei einem anderen Handel verurtheilt worden, eine Strafsumme von 1700 Gulden zu erlegen; er leistete daher der Vorladung keine Folge, sondern entfloh in das Franciscanerkloster zu Velika und als es hier auch nicht mehr geheuer war, reiste er nach Wien.

Kaum im Gasthofe »zum weißen Schwan« in der Kärntnerstraße abgestiegen, so erschien auch schon der Platzmajor, um ihn zu verhaften.

Der Hofkriegsrathspräsident Graf Harrach war nämlich durch das slavonische Gouvernement auf Trenks Ankunft vorbereitet; zum Glücke kannte ihn der Major nicht, Trenk entschlüpfte und floh zu den Capuzinern, deren Kloster damals noch das Asylrecht besaß.

Der Krieg mit Preußen war eben losgebrochen, Trenk erbot sich als Sühne für sein Vergehen auf eigene Kosten ein Pandurencorps zu organisiren und erlangte damit die Auflassung des angedrohten Processes.

Der junge Baron, als er an der Spitze seiner Panduren in Wien einmarschirte, verfehlte nicht, das größte Aufsehen zu erregen.

Eine herkulische Figur mit einem äußerst interessanten Kopfe, geziert durch einen schmalen, sorgsam gepflegten

Schnurbart, dazu das fremdartige, phantastische Costüm in grellen Farben, Alles in Allem eine echt martialische Gestalt, wie erzeugt für den Krieg, nicht nur gegen das starke, sondern auch gegen das schwache Geschlecht.

Der Baron trug Sandalen, ein blaues Beingewand, kurz, nach türkischer Sitte unter den Knien befestigt, darüber breit hinabplodernd, ferner ein schwarzes Kleid mit weiten Aermeln, einen braunen Brustlatz, dazu kam noch der rothe Marinarmantel, auf dem Kopfe eine ungarische Zipfelmütze von kirschrothem Sammt mit braunem Pelz verbrämt, worauf statt des Reihers ein auf die Seite geneigter phantastischer Aufputz steckte.

Sein über die schön gewölbte Brust gekreuztes Riemenzeug war schwarz und mit Silber belegt, in dem Gürtel steckte ein Handschar und ein Pistolenpaar, oberhalb dieser in einer eigenen Vorrichtung an der rechten Brustseite haftete ein zweites Paar.

Die Panduren, eine wilde, rohe Horde, zum Theil aus pardonnirten Räubern bestehend, bedurften eines eisernen Armes, um gelenkt und geleitet zu werden.

Eines Tages, man befand sich auf dem Marsche, exercirte Trenk mit dem ganzen Corps, als ein Zug scharf Feuer auf ihn gab, seinen Laufer tödtete und ihm selbst das Pferd unter dem Leibe zusammenschoß.

Trenk stürzte wie rasend auf den Zug los, zählte: »Eins, zwei, drei!« und hieb dem Vierten den Kopf ab.

Drei Panduren waren bereits auf diese Art niedergesäbelt, als ein ehemaliger Harambascha aus dem Gliede trat und dem Commandanten zurief:

»Ich habe auf Dich geschossen, wehre Dich Deiner Haut!«

Dumpfe Stille verbreitete sich in den wilden Reihen.

Trenk griff den Harambascha im Zweikampfe an und säbelte ihn vor der Fronte zusammen.

Nun wollte er die unterbrochene Execution fortsetzen, aber das ganze Corps griff zum Gewehr und legte auf den Commandanten an.

Die Rebellion drohte loszubrechen.

In diesem höchst kritischen Momente stürzte sich Trenk in die Glieder, begann rechts und links auf die Panduren einzuhauen, und fuhr in dieser fürchterlichen Operation so lange fort, bis das ganze Corps auf die Knie sank und Gehorsam versprach.

Nun hörte der Baron zu metzeln auf, umarmte die Zunächststehenden brüderlich, und hielt eine Anrede, in welcher er die Panduren »seine lieben Kinder« nannte.

»Junaczi« — sagte er am Schlusse zu ihnen — »Ihr seid mir freiwillig gefolgt, ich habe Euch Beute versprochen, Ihr werdet sie in Feindesland finden, aber nur dann, wenn Ihr siegt. Um aber zu siegen, müßt Ihr exerciren lernen, sonst seid Ihr verloren. Das Exerciren behagt Euch nicht, es behagt auch mir nicht, ich möchte auch lieber jagen und tanzen; aber es muß sein, deshalb füge ich mich. Fügt Euch auch und Ihr werdet Ruhm, Ehre und Beute ernten; fügt Ihr Euch aber nicht, so geht es Euch so wie Denen, die da liegen und kein ehrliches Grab bekommen, sondern als Missethäter eingescharrt werden. Das merkt Euch für alle Zeiten, wenn Ihr brave Panduren bleiben wollt und kein niederträchtiges Räubervolk, keine Lumpen, Spitzbuben, Meute-

rer und Rebellen. Seid wieder meine guten Kinder und ich werde wieder sein Euer Vater Trenk!«

Der große General Laudon, damals noch Lieutenant beim Trenk'schen Pandurencorps, war Zeuge dieser Scene.

Trenk's Kriegsfahrt unter General Bärenklau, dann unter dem Prinz Carl in Baiern, am Rhein, in Elsaß, ist reich an Scenen unglaublicher Tollkühnheit; das Uebermaß erstreckte sich jedoch auch auf seine Willkür und die Rücksichtslosigkeit gegenüber Allen, die ihm gehorchen mußten, gleichviel, ob als Untergebene oder als besiegte Feinde.

Trenk mit seinen Panduren bildete stets die Avantgarde.

In Baltlingen hatten die Bürger die Brücke abgetragen. Trenk verkappte sich zum Capuziner, hielt eine lange Predigt, bis seine Panduren oberhalb des Ortes den Strom übersetzten und über den Ort herfielen.

Das Haus eines Kaufmanns, der fortgeeilt war, um baierischen Succurs zu holen, wurde rein geplündert.

Nach der Eroberung von München, wo die Panduren tapfer mitwirkten, ging es gegen die Franzosen, die den Baiern verbündet, heranrückten.

Auf der ersten Nachtstation von der Hauptstadt kam Trenk zu einem reichen Baier ins Quartier, der so unvorsichtig war, sich als den Schwager des Auditors Sazzenthal in Essegg vorzustellen.

Kaum hörte Trenk den Namen des tödtlich Gehaßten nennen, so rief er:

»Vor sieben Jahren hatte ich einen Proceß, bei welchem mich Ihr Schwager Sazzenthal so übel tractirte, daß ich eine Straffumme von 1700 Gulden bezahlen mußte, ich

finde es daher recht und billig, daß Sie mir dieses Geld sammt den Interessen zurückzahlen.«

Der Baier mußte zahlen und verwünschte im Stillen den Baron, ganz Slavonien, sammt seinem freilich unschuldigen Schwager und war froh, am nächsten Tage des liebenswürdigen Gastes los zu werden.

Nach mehreren sehr gelungenen Fouragirungen eroberte Trenk die festen Schlösser Winzer und Diesenstein.

Ein Kundschafter hatte ihm entdeckt, daß in einem Keller des letztgenannten Schlosses ein großer Schatz verborgen sei.

Der gefangene Commandant — Schenk war sein Name — wollte davon nichts wissen, und Trenk, eine brennende Kerze in der Hand, durchstöberte persönlich alle Räume.

Plötzlich kommt er an eine geschlossene Thür, die er aufsprengen läßt; er sieht eine Menge kleiner Fäßchen, in denen er den gesuchten Schatz vermuthet.

Rasch eilt er auf eines der Fäßchen zu, forscht nach dessen Inhalt — in demselben Momente erdröhnt ein fürchterlicher Schlag, als ob der Himmel alle seine Donner auf einmal losgelassen hätte, der ganze Raum war einen Moment lang in eine Feuerwolke gehüllt, das Dach flog in die Luft, und die Mauern krachten und borsten.

Trenk, wie durch ein Wunder zur Thüre hinausgeschleudert, rafft sich auf und langt halb gebraten im Hofe an.

Lieutenant Laudon stand außen vor der Thüre und litt keinen Schaden.

Der zu Tode verwundete Pandurenmajor wurde in das

österreichische Hauptquartier nach dem acht Meilen entfernten Passau gebracht.

Der Aufzug war merkwürdig genug.

Der, Eine Klafter und vier Zoll lange Baron Trenk lag von dem Feldscheer wie ein Wickelkind verschnürt in einer Chaise; ihm gegenüber saß der in Diesenstein gefangene baierische Schützenpater, an den Wagen angekettet, wobei er aber befohlener Maßen den Baron zum Tode »disponiren« mußte, weil man jeden Augenblick sein Auslöschen befürchtete oder vielleicht auch hoffte, wer kann das wissen?

Auf dem hinteren Bock der Chaise lag der gefangene, ebenfalls verbrannte Baron Schenk, wie ein Sack aufgebunden und um den Wagen herum trabten 193 gefangene Baiern mit den sie bewachenden Panduren.

So zog man in Passau ein.

Zehn Tage lang schwebte Trenk zwischen Leben und Tod, fünf Doctores consultirten an seinem Lager und ein altes Weib rettete ihn mit einer einfachen Salbe.

Als er genas, regte sich bei ihm der Verdacht, Laudon, der damals zufällig einiges Geld besaß, müsse sich nach der Explosion des Schatzes in Diesenstein bemächtiget haben. Von diesem Momente an verfolgte er den rechtschaffensten aller Menschen auf jede mögliche Weise und trieb seine Rachgier so weit, daß er ihn nie anders als mit wenigen Leuten gegen einen fünfzigfachen Feind, also fast in den sichern Tod schickte.

Das Schicksal bewahrte jedoch den einfachen Officier für spätere Zeiten auf, zum Ruhme und zur Rettung des Vaterlandes.

Laudon, obwohl unter Trenks Führung eine tüchtige Kriegsschule durchmachend, wurde der Verfolgung endlich

doch müde, quittirte den Dienst und verfügte sich nach Wien, um sich dort der Zahl Derjenigen anzuschließen, welche gegen Trenk Klage führten.

Noch viele Jahre später schrie das ganze Isarwinkel »Ach und weh!« wenn es sich der Trenk'schen Contributionen, seiner Gewaltmaßregeln und Barbarei erinnerte.

Am grausamsten verfuhr er gegen Cham, wo die Bürger freilich, wie er in seiner späteren Vertheidigung anführte, sich zur Gegenwehr setzten und sechs gefangene Panduren nachdem sie ihnen die Hände abgehauen, im Triumphe herumführten.

Die Stadt Cham, theils durch Wasser, theils durch Mauern geschützt, wurde von Bürgern und Militär vertheidigt.

Trenk ließ sie während eines dreitägigen greulichen Orkans durch Panduren, die sich in alte Weiber verkappt hatten, an vier Enden anstecken und begann dann den Sturm.

Die Scene war fürchterlich.

Trommeln, heulen, schießen — Rauch, Feuer, Sturm.

Die Panduren erstürmten die brennende Stadt — Soldaten und Bürger flohen — und fanden in den Wellen den Tod.

Plünderung und Mord schritten durch die eroberte Stadt.

Man hat — wohl übertrieben — behauptet, Trenk habe ganze Schiffsladungen mit Waaren, Silber und Gold nach Slavonien gesendet, was er in Feindes Landen nach und nach erbeutete; so arg mag's wohl nicht gewesen sein, aber daß er ein hübsches Vermögen erwarb, daß Habsucht

und Geiz zu seinen bösen Eigenschaften gehörten, läßt sich nicht bestreiten.

Im Frühjahre 1743 erhielt Trenk die Ordre, mit seinen Rothmäntlern aus Baiern durch den Schwarzwald nach Alt-Breisach zu marschiren, die österreichischen Vorlande zu schützen, Elsaß zu allarmiren und mit Contributionspatenten zu molestiren.

Um den Reichsständen keinen Anlaß zu Klagen zu geben hielt Trenk sehr strenge Kriegszucht, da aber Panduren und Katzen das Mausen nicht lassen, so ward den gemüthlichen Rheinländern nicht selten das Schauspiel zu Theil, einen Panduren, das Pfeifchen im Munde, die Galgenleiter hinansteigen, ihn schon den Strick um den Hals noch immer fortrauchen zu sehen, bis ihm der, Scharfrichterdienste versehende Zigeuner die Kehle zuschnürte, daß ihm Athem und Feuer zugleich ausgingen.

Das Patent, welches Trenk damals im ganzen Elsaß in deutscher und französischer Sprache verbreiten ließ, lautete wie folgt:

»Ich Franciscus Baron von Trenk, Oberster*) des Corps der Panduren und Commandant der Stadt und Festung Breisach ꝛc. thun hiemit Allen, welchen Gegenwärtiges zu Gesichte kommt, kund und zu wissen, daß, da es der göttlichen Vorsicht gefallen, die Waffen Ihro Majestät der Königin von Ungarn und Böhmen ꝛc. meiner allergnädigsten Königin und Frau zu segnen und Dero Staaten von den zahlreichen Armeen, die in solche eingefallen waren, zu befreien, welches Anlaß gibt, zu hoffen, daß die göttliche Gerechtigkeit Dero Absich-

*) Da Trenk damals noch Obristlieutenant war, so ist die Bezeichnung »Oberster« nicht als Charge zu verstehen.

ten unterstützen wolle, um Ihnen die Genugthuung und die Ersetzung des Schadens, die Ihnen für die vielen von den Feinden in Dero Landen zum Nachtheile Dero lieben und getreuen Unterthanen verübten Gewaltthätigkeiten und Erpressungen gebühren, zu verschaffen und höchstgedachte Ihro Majestät mich mit einem Corps Panduren in die hiesige Stadt und Festung gesendet haben, in der Meinung, in das Land der Feinde einzudringen und selbiges unter Contribution zu setzen, ohne jedoch das Absehen zu hegen, die Einwohner einer Provinz, die sonst einen Theil von den Staaten Dero Vorfahren ausmachte und für welches sich noch beständig ein von Güte und Gnade durchdrungenes Herz behalten, zu ruiniren oder zu verderben: Als will ich, weil mir ausdrücklich anbefohlen ist, die Einwohner für der sie bedrohenden Gefahr zu warnen und ihnen die Mittel anzuzeigen, wie sie solche verhüten können, mich hiermit erklären und durch Gegenwärtiges öffentlich bekannt machen, daß allen längs dem Rhein liegenden Gemeinden, Flecken und Städten, welche Deputirte an mich abfertigen, um die Contribution, so ich von ihnen fordere, nämlich für jedes in Elsaß befindliche Haus, und für jede Meierei dreißig Reichsgulden bezahlen, freundschaftlich soll begegnet werden und daß man sie bei dem völligen und ruhigen Besitze ihrer Güter und Effecten schützen will. Da im Gegentheile diejenigen, welche sich diesem gemäß erweisen, alle Schärfe des Krieges fühlen und sowohl sich als ihre Häuser und Effecten einer gänzlichen Verheerung durch Feuer und Schwert aussetzen werden.«

Diese Proclamation erregte wohl im ganzen Lande das größte Aufsehen, die Elsaßer jedoch schienen der »freundschaftlichen Begegnung« des Franciscus Baron Trenk nicht recht zu trauen und machten ihm unter der Hand zu wissen,

wenn er eine Contribution haben wolle, so möge er sie selbst holen; was der Baron hie und da auch that.

Bei dem Rheinübergange, der unter Prinz Carl im Jahre 1744 stattfand, war Trenk der Erste, der mit seinen Panduren den Strom in Barken übersetzte; die Waffenthat gelang auf's Glänzendste.

Am 30. Juni war beim Prinzen Carl noch glänzende Tafel, in der Nacht begann die Ueberschiffung und der Brückenschlag; am 1. Juli Mittags war die Brücke vollendet und den 3. stand die österreichische Armee auf französischem Boden.

Entsetzen durchflog ganz Elsaß — was flüchten konnte, floh nach Straßburg.

»Es war ein erbärmliches Schauspiel,« sagte Trenk, »für diejenigen, welche kein Soldatenherz haben, wenn sie das Elend und den Jammer so vieler Menschen betrachteten.«

In der Affaire bei Weissenburg wurden einige Panduren von den Franzosen gefangen. Man brachte sie nach Straßburg und ließ sie dort wie wilde Thiere ums Geld sehen, doch befanden sich die Rothmäntler recht wohl dabei, denn sie erhielten vom Volke zahlreiche Geschenke und wurden nicht nur bewundert, sondern auch bemitleidet.

Trenk setzte nun ganz Elsaß in Contribution und sandte ansehnliche Summen in die Kriegscasse. Schloß Zabern mußte fünfzigtausend Ducaten zahlen. Die Aemter Zabern und Kochersheim fünfzigtausend Gulden sammt zehn Percent, Elsaß-Zabern fünfundzwanzigtausend Thaler, die Stadt Hagenau sammt dem Capitel und den Klöstern sechsmalhundertsiebenundzwanzigtausend Gulden u. s. w.

Beim Rheinübergange plünderten einige Panduren, die in der Geographie schlecht bewandert waren, auch pfäl-

zische Dörfer, Trenk ließ einen Theil davon aufknüpfen, den andern arquebusiren und die Sache war abgethan.

Bei der Blockade von Fort Louis fingen die Franzosen zwei Rothmäntler und machten sich einen Scherz mit ihnen. Sie schoren ihnen nämlich die Köpfe kahl, setzten ihnen Perrücken auf, puderten sie wacker ein und übersandten sie dem General Bärenklau.

Trenk war nicht der Mann, solchen Muthwillen unvergolten zu lassen.

Er attaquirte bald darauf eine Mühle unweit Saverne, die der französische Parteigänger Jaques vertheidigte. Die Mühle wurde erobert. Trenk ließ zwei der gefangenen Franzosen nach Art der Panduren frisiren, heftete ihnen falsche Haarzöpfe an, steckte sie in türkische Pumphosen und slavonische Opanken, setzte ihnen raizische Hauben auf und sandte sie wohl conservirt dem Marschall Harcourt zu.

Eines Tages klagte eine Bäuerin dem Baron, zwei seiner Panduren hätten sie mißhandeln wollen.

Die Bäuerin zählte bereits fünfundsechzig Jahre und Trenk staunte über den schlechten Geschmack seiner Leute.

Das ganze Corps mußte ausrücken, die alte Elsässerin erschien vor der Fronte und bezeichnete die Schuldigen.

Diese behaupteten, die Alte hätte sich geweigert, ihnen Erfrischungen zu geben, weshalb sie sich den besagten Scherz mit ihr erlaubten.

Die Alte wurde verurtheilt den Panduren ein gutes Mahl zu tischen, bevor man jedoch zur Tafel ging, erhielt jeder der Panduren zwanzig Prügel. Das war die Trenk'sche Justiz.

Ein zwischen Preußen und Frankreich geschlossener Vertrag zwang die österreichische Armee zum Rückzuge nach

Böhmen, die Panduren hatten sich jedoch im Elsaß zu wohl befunden, als daß sie es gerne verlassen sollten. Es entstand eine Meuterei.

Sie hatten, wie sie sagten, mit größter Gefahr den Rhein übersetzt, man hatte ihnen versprochen, sie nach Paris zu führen. — Madame Pompadour würde für diese Visite höflichst gedankt haben — und nun sollten sie zurück gehen?

Trenk erhielt Ordre, die Rebellion energisch zu unterdrücken.

Der Rädelsführer war ein gewisser Paul Diak, von Profession ein Harambascha, d. h. ein ehemaliger Räuberhauptmann.

Trenk begab sich vor die Fronte des Corps, ließ Diak austreten, zehn Minuten später war er schon durch ein Standgericht zum Tode verurtheilt und der Geistliche spendete ihm die letzten Ermahnungen.

Währenddem hielt Trenk folgende Ansprache an das Corps:

»Kinder! Dieser Paul Diak war, wie Ihr Alle wißt, ein Räuber. Er bekam aus Gnade Pardon und wurde Pandur, jetzt revoltirt er, deswegen wird er gehängt. — Kinder! Dieser Paul Diak hat Euch aufgewiegelt und Euch weiß gemacht, als geschähe unsere Retirade aus Furcht vor den Feinden, welche wir vor uns sehen; nein, dem ist nicht so. Euer Vater Trenk fürchtet sich nicht und seine Kinder Panduren fürchten sich auch nicht; Vater Trenk retirirt nicht und Panduren retiriren auch nicht, wir ziehen uns nur zurück — und wißt Ihr warum wir uns zurückziehen? Weil der König von Preußen in Böhmen eingefallen ist, welches Land unserer allergnädigsten Königin gehört. Die Preußen sind also Schuld,

daß wir Euch nicht, wie wir Willens waren, nach Paris führen, wo Ihr gewiß eine sehr hübsche Beute gemacht hättet, die Preußen sind es, die Euch durch ihren Einfall in Böhmen aller verheißenen Vortheile berauben, die Preußen sind eure Räuber; darum müßt Ihr den Preußen entgegen, müßt den Schaden und den Hohn rächen, und wenn dieses geschehen sein wird, dann marschiren wir wieder hieher und dann soll es unaufgehalten bis Paris gehen u. s. w.«

Die Panduren jubelten — Trenk nickte zufrieden und sagte:

»Schon gut, Ihr seid stets meine braven Kinder gewesen, jetzt verhaltet Euch ein wenig ruhig und seht zu, wie man den Diak aufhängen wird.«

Der Verurtheilte stand schon unter dem Baume, dem die Bestimmung ward, so »edle Frucht« zu tragen, da rief er auf einmal: »Vater Trenk, es ist wahr, ich habe rebellirt, ich bin aber auch ein braver Pandur, schenk mir das Leben!«

»Kann nicht sein, mein Kind, Du hast schon oft rebellirt.«

»Vater Trenk, wenn ich tausend Prügel aushalte, gibst Du mir Pardon?«

»Wie viel willst Du aushalten?«

»Tausend.«

»Gut, mein Kind, Du sollst die tausend Prügel haben.«

Paul Diak bekam tausend Prügel, dann retirirte er willig über den Rhein.

Der Feldzug in Böhmen (1744) war für Trenk nicht weniger rühmlich wie der am Rhein, er erstürmte Budweis, nahm das preußische Regiment Kreuz gefangen und vertheilte

an seine Panduren die preußischen Füseliermützen, was sich komisch genug ausnahm.

In Kollin, dem preußischen Hauptquartiere, woselbst sich gerade König Friedrich befand, herrschte eine unglaubliche Verwirrung, als Oberst Trenk mit seinen Panduren sich auf die Stadt warf, zum Unglücke jedoch wurde dem Baron kurz nach Beginn der Attaque der Knöchel am rechten Fuß zerschmettert, wodurch der Angriff vereitelt wurde.

Trenk verbrachte vier Monate unsäglichen Leidens auf dem Krankenbette, die Kaiserin sandte ihm sogar einen ihrer Leibärzte aus Wien und der Kranke wüthete und tobte, daß er unbeweglich auf dem Rücken liegen mußte und nicht gegen den Feind marschiren konnte.

Nach dieser seiner Krankheit war es, wo er (im Februar 1745) im Triumphe in Wien einzog und von Maria Theresia auf's Allergnädigste empfangen wurde.

Die nächste Campagne fand Trenk schon wieder auf den Beinen. In der Schlacht bei Sorr (13. September 1745) überfiel er das preußische Lager, erbeutete für sich des Königs Zelt, das silberne Tafelservice und andere Kostbarkeiten.

Während die Panduren sich beim Plündern aufhielten, hatten die Preußen Zeit sich zu sammeln und die Schlacht ging für Oesterreich verloren.

Im nächsten Jahre spielte sich der Krieg nach den Niederlanden, wo die Franzosen am 21. Februar Brüssel einnahmen; Trenk kämpfte auch hier tapfer mit und verließ sein Corps erst im Herbste, um sich nach Wien zu begeben und das neuerdings über sein Haupt heraufschwebende Wetter zu beschwören.

Hier war es, wo er unweit von Wien mit dem schwe-

dischen Assessor Emanuel von Schwedenborg zusammentraf und den Antrag des Gelehrten stolz zurückwies.

Wer all' die einzelnen Züge, die wir aus dem Leben Trenks in diesem Capitel aneinander gereiht, ins Auge faßt, kennt dessen Character vollkommen; jede Zeit erzeugt sich ihre Männer, auch Franz von der Trenk war ein Mann seiner Zeit, groß geworden im Kampf, und untergegangen im Kampf!

Dem Feinde im Felde hat er mit Erfolg die Stirne geboten — im Kampfe gegen die Intrigue und gegen seine Leidenschaft unterlag er, denn ihm fehlte der moralische Halt. Die Energie des Willens ist mächtig, wo sie sich mit Vernunft und Gesittung einigt, wo aber Rauhheit, Stolz und niedere Leidenschaften ihr Gefolge bilden, dort erzeugt sie das klägliche Schauspiel, welches ein wilder Stier bietet, der, während er mit den Hörnern die Hetzschranken niederrennen will, rücklings von dem Piccador niedergestochen wird.

. . . .

Oberst Trenk langte mit seiner Equipage in Wien an und logirte wie immer im Gasthofe zum »weißen Schwan« ein — kaum eine Stunde später erschien schon ein Stabsofficier des Platzcommando und kündigte ihm an, daß er laut Specialbefehl Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin in Hausarrest zu verbleiben habe!

VII.

Die weiße Rose.

Warum geußt das Geschick in seine Freudenbecher stets Wermuthstropfen und vergällt die Süße des Tranks? Warum gönnt es den Menschen so selten die Lust, die Freude rein zu schlürfen?

Ist dieser Trank wirklich so berauschend, daß er, in voller Reinheit genossen, die Sinne verwirrt, oder sind Sterbliche solcher Wonne unwürdig oder endlich ist's der Neid böser Mächte, der den Erdenkindern jede Freude verkümmert, damit sie nicht einen Augenblick irgend welchen Ersatz für das verlorne Paradies finden?

Einem greisen Vater wird sein einziges, vielgeliebtes Kind, das er schon aufgebahrt hatte, wiedergegeben, die Todte wird zum Leben erweckt, die schwere Krankheit weicht der Kunst der Aerzte und der alte Mann kann sich dieses Wunders, dieser sichtbaren Himmelsgnade nicht von ganzer Seele freuen, er kann nicht aufjubeln aus voller Brust, sondern muß beben vor den kommenden Tagen, vor den verheißenen Gefahren, die das Haupt seines geliebten Kindes bedrohen. Mit der Rettung zugleich kam ihm die verhängnißschwere Warnung — mit dem Glücke zugleich die Stunde von bevorstehendem Unglück.

Roswitha, was dein Name in unserer Sprache bedeutet, das bist Du in Wirklichkeit, eine weiße Rose!

Zart wie sie — sanft wie sie — keusch wie sie — duftig wie sie.

Der Herrenhof zu Frainspitz ist wieder zum Tempel geworden, denn Du, sein Engel, bist vom Tode erwacht. Dein Wohngemach ward wieder zur Capelle dieses Tempels, denn die Majestät deiner Reinheit strahlt darin, glanzreicher wie vorher, weil der Nimbus eines Wunders dein keusches Haupt mit einem geisterhaften Reflex umwebt.

Oh, wie reizend, wie herrlich bist Du!

Haben wir dein überaus liebliches Wesen schon bewundert, als Du noch von Todtenschleiern umwogt, zwischen flammenden Wachslichtern da lagst mit dem geschlossenen Himmel deiner Augen, wie erst jetzt, wo dieser tiefblaue Grund sich aufgethan hat, mit seinem zauberischen Blick, mit diesem Gemische von Innigkeit, Schwermuth und jungfräulicher Scham?

Du sitzest vor uns in der ganzen Herrlichkeit deiner jugendlichen Erscheinung, aus deinem blonden Seidenhaar hast Du Dir ein reiches Diadem geflochten, und damit den Frühlingsmorgen deiner Stirne umkränzt, Du hast den Wuchs mit blauer Seide umhüllt, die kleinen schlanken Finger halten kein Crucifix, sondern eine Stickerei, und während Du die Fäden kunstvoll durch den im Rahmen gespannten Stoff ziehst, scheint das ganze Gemach deinem Thun zu lauschen, kein Hauch regt sich, die Stille wird nur unterbrochen, wenn Du seufzest.

Ja, Du seufzest, dein Herz ist von Kummer bewegt, es wirft Blasen an die Oberfläche, wie das Meer, wenn eines seiner Ungeheuer in der Tiefe sich regt

Kummer, in solchem Herzen?

Wir wagten nicht, es zu glauben, wenn nicht auch dein Vater davon gesprochen hätte, als er dem Fremden von deinem Sterben ohne Krankheit erzählte.

Wohl hatte seit einiger Zeit ein unbekannter Kummer den reinen Spiegel ihrer Seele in etwas getrübt, allein ich achtete nicht darauf und freute mich ihrer Liebe wie sonst,« so lauteten seine Worte und wir finden jetzt bestätigt, was er damals sprach.

Und warum bei Dir der Kummer? Woher der Trübsinn?

Seit wann duldet der Frühling, daß die aschgrauen Nebel des Herbstes ihn verdüstern? Seit wann wagt sich die Unke in die frische Quelle, deren Krystall über glitzernden Kies dahinmurmelt?

Woher der Kummer, Roswitha?

Ist's ein Wurm, der in deiner Seele nagt? Ist's die Sehnsucht nach einer unbekannten Welt? Sind es Gefühle, Empfindungen, die Du nicht zu deuten weißt?

Oder — Du arme weiße Rose — hat ein Schmetterling Dich umflattert, und Dich erschreckt durch seinen kühnen Uebermuth, oder hat gar eine giftige Spinne versucht, ihr Netz um Dich zu weben, um Dich zu umstricken und deines Duftes zu berauben?

Du bleibst stumm, dein Auge sieht träumerisch auf das gestickte Taubenpaar, die Lippen aber wollen sich nicht öffnen.

Doch halt — der Vater tritt ins Gemach — ziehen wir uns zurück und hören wir, was er bringt?

Das Auge des Greisen leuchtet, auch die Liebe zum Kinde verjüngt; die Matrone erblickt in ihm das Spiegelbild ihrer Jugend, der Greis träumt sich zurück in die Tage, wo ihn das Leben noch mit allen seinen Freuden angelächelt, von denen ihm nur noch die Vaterfreuden übrig geblieben.

Herr Casimir von Werhotiz ließ sich seiner Tochter ge-

genüber nieder und begann die Unterhaltung, indem er sich um ihr Befinden erkundigte.

Roswitha lächelte holdselig und erwiederte:

»Dank dem Himmel und Ihrer zärtlichen Fürsorge, ich befinde mich recht wohl.«

»Fühlst Du Dich erstarken, mein Kind? Ringen deine Glieder nicht mehr mit Schwäche?«

»Könnte ich in diesem Falle arbeiten?«

»Wer weiß, ob die Anstrengung Dir zuträglich ist?«

»Arbeit zerstreut mich und der Himmel weiß es, daß mir Zerstreuung jetzt mehr Noth thut als je. Seit ich aus jenem langen Schlafe erwacht bin, umschweben mich die Bilder, die mir damals im Traum erschienen, ohne Unterlaß. Oh, mein theurer Vater, es waren schwere düstere Träume, die mich mit unaussprechlicher Qual folterten. Ich sah mich todt, aufgebahrt, ich hörte Sie klagen, ich vernahm das Gebet eines Priesters. Plötzlich nahte sich mir ein greiser Fremder, noch steht seine Gestalt vor mir, als hätte ich ihn im Wachen gesehen, er senkte seinen Blick in meine Seele und ich fühlte, wie sie anfing, sich zu erwärmen. Dann neigte er sich über mich herab und sprach mit mir so liebreich, so herzinnig, daß ich vermeinte, einen Bruder zu vernehmen; er ermahnte mich den falschen Tod zu besiegen und mich seiner Fesseln zu entwinden, damit man mich nicht lebendig begrabe. Und ich strengte mich an mit der ganzen Macht des Willens, der meinem Körper innewohnte, der Fremde flößte mir Wärme und Kraft ein, ich klammerte mich an den Strahl seines Auges, rang mich empor, der Schlaf wich und ich erwachte.«

»Oh,« setzte sie aufseufzend hinzu, »es war ein schwerer, ein qualvoller Traum!«

Der Vater ließ sie zu Ende reden, obwohl sie ihm heute diesen Traum nicht zum ersten Male mittheilte. Er hörte sie an und so wie früher begriff er auch heute den räthselhaften Zustand nicht, in welchem sein Kind sich damals befand.

Roswitha wußte Alles, was mit ihr geschehen war, was man gesprochen hatte. Ihr Auge war geschlossen und sie sah doch, was um sie vorging, ja noch mehr, auf Begehren ihres Vaters schilderte sie den ungesehenen Fremden so treu, als ob sie ihn wirklich gesehen hätte!

Der Edelherr vermied es, seine Tochter dem Wahne zu entreißen, als hätte sie nur geträumt und folgte damit treu dem gegebenen Rathe Schwedenborgs; Herr Casimir wünschte, daß Roswitha der bösen Träume nicht mehr gedenke und mahnte sie daran.

»Eben deshalb,« versetzte sie liebreich, »weil ich darauf vergessen will, arbeite ich ja und suche mich zu zerstreuen.«

»Wenn dem so wär',« erwiederte der Vater, »dann würd' ich nicht dagegen sprechen; doch scheint es mir, als ob Du schon vor deiner Krankheit — ich kann den Zustand nicht anders nennen — an einem geheimen Kummer gelitten, den Du vor mir zu verbergen suchtest?«

Die Jungfrau senkte den Blick auf die Stickerei, eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz und erhöhte wo möglich seinen Reiz.

»Ich weiß von keinem Kummer,« antwortete sie verwirrt, »ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

»Wer spricht von Schuld?« unterbrach sie der Vater liebreich, »gibt es denn im Leben nicht Kummer ohne Schuld? Sendet der Himmel nicht Prüfungen über Fromme und Tu-

gendhafte? Die Erde wäre ein Himmelreich und die Tugend erntete schon diesseits ihren Lohn, wenn der Kummer nur Jene heimsuchte, die ihn verdienen. Du, mein Kind, hast gottlob noch kein Leiden verschuldet und ich fürchte trotzdem, Du trägst es doch schon mit Dir herum. Ich weiß nicht, was es ist; ich weiß nicht, wie und wann es kam? Ich weiß nur, daß Du Dich bemühtest, es vor mir zu verbergen, was Dir aber nicht gelang. Darum, sprich offenherzig zu deinem Vater, verhehl' ihm nichts — ich bin überzeugt, daß Du keiner Lüge fähig bist, allein schweigen, um die Wahrheit zu verhehlen, ist nicht minder strafbar.«

Die weiße Rose schlug den treuen Blick zum Greise empor, legte die Hand an ihr Herz und entgegnete:

»Vermöchte ich zu beantworten, warum Sie jetzt fragen, ich hätte es unaufgefordert gethan, mein Vater, aber ich kann nicht; nicht an Willen, an Vermögen mangelt es. Es ist wahr, in mein Herz ist seit einiger Zeit ein neues, mir bis dahin unbekanntes Gefühl eingezogen; Sie nennen es einen geheimen Kummer, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll. Kummer schmerzt: was ich fühle, bewegt mich, macht mich schwermüthig, aber es schmerzt mich nicht. Was es ist? Ich weiß es nicht! Warum es in mein Herz kam? Ich vermag diese Frage ebenfalls nicht zu beantworten. Eines aber will ich Ihnen sagen, ich weiß genau, seit wann ich seine Wirkung verspüre: seit unserem letzten Besuche in Brünn.«

»Seit unserem letzten Besuche in Brünn?« wiederholte der Edelherr nachdenkend, »ich erinnere mich, daß Du in den wenigen Stunden unseres dortigen Aufenthalts nicht von meiner Seite kamst, auch begegnete uns nichts Unangenehmes, was bei Dir eine trübe Erinnerung wecken, nichts Auffallendes, dem ich deine Schwermuth zuschreiben könnte.«

»Ach, mein Vater,« antwortete Roswitha traurig, »was mir damals begegnete, war weder unangenehm noch traurig und dennoch . . .«

»Fahr' fort, mein Kind, fahr fort!«

»Sie werden sich erinnern, mein Vater, daß wir Nachmittags, um dem Gottesdienste beizuwohnen, uns in die neue Minoritenkirche begaben; ich endete meine Andacht einige Minuten früher als Sie und trat vor die Kirche, um Sie außen zu erwarten, da ich mich ein wenig unwohl fühlte. An der Pforte des Gotteshauses kauerte eine Bettlerin, ein armes altes Weib, zitternd, mit wackligem Haupte, das braune Gesicht voll mit Runzeln. Sie sprach mich nicht um ein Almosen an, aber ich erkannte leicht, daß sie eine milde Gabe nicht zurückweisen würde und reichte ihr ein Silberstück. Die Alte griff gierig darnach, fiel über meine Hand her und überdeckte sie mit Küssen.«

»Tausend Dank, schönes, herzig gutes Fräulein,« brach sie aus, »Sie theilen Almosen, ohne angebettelt zu werden, oh, das ist viel, fast zu viel! Ich wünsche Ihnen alles erdenkliche Gute, Glück und Segen, ich werde beten für Sie, daß es Ihnen stets wohlergehe auf Erden und daß Sie keinen Schaden leiden durch böse Menschen.«

»Nach diesen Worten drängte sie sich an mich und flüsterte mir geheimnißvoll zu, in dem sie auf ein Fenster wies, das sich im ersten Stocke eines der Kirche nahe liegenden Hauses befand:

»Dort wohnt die Schlange . . . dort . . . dort . . . Ihnen droht ein Unglück . . . oh, hüten Sie sich, daß Sie ihr nicht nahe kommen . . . sie würde Sie vergiften . . . die Natter . . . Sie sind so tugendvoll . . Sie . . .«

»Ich hörte nicht weiter, was die Alte sprach, denn in diesem Augenblicke traten Sie aus der Kirche und ich eilte zu Ihnen. An dem Fenster, welches die Bettlerin bezeichnete, war keine Seele zu schauen; da unser Weg an dem Hause vorüber führte, so hatte ich Muße, mir sein Aussehen und seine Lage genau zu merken und ich bekenne Ihnen nun offenherzig, daß seit jener Stunde das geheimnißvolle Haus nicht aus meinen Gedanken und die Worte der Alten mir nicht aus den Ohren wichen, seit jener Stunde verlor sich die bisherige Stille meines Gemüthes, was ich fühle, ist kein Kummer, denn ich leide nicht, aber es ist eine stäte Unruhe, ein unheimlich Bangen, das ich nicht besiegen kann.«

Der Edelherr war von dem Geständnisse seiner Tochter wenig beruhiget, denn die Warnung der Bettlerin stimmte mit jener Schwedenborgs überein, trotzdem zwang er sich zu einer Antwort, welche seine Ungläubigkeit andeuten sollte und sagte:

»Du bist ein kindisch Mädchen, wer wird auf das Gerede einer alten Bettlerin so großes Gewicht legen? Dergleichen muß man leicht hinnehmen und muß es eben so schnell vergessen als man es gehört hat. Uebrigens wird es wenig Mühe kosten. zu erfahren, wer die Person ist, die in jenem Hause wohnt.«

»Ich weiß es bereits!« versetzte Roswitha.

»Wie . . . Du weißt es bereits? . . .«

»Ja, mein Vater, ich konnte dem Drange nicht widerstehen, zu erfahren, wer jene Person sei, von welcher mir Gefahr drohe, und sandte unsere Dienerin nach Brünn, ich beschrieb ihr das Haus und beauftragte sie, über die Bewohner im ersten Stocke Erkundigungen einzuziehen.«

»Nun, was erfuhr sie?«

»Das Quartier stand leer und war erst vor einigen Tagen von ihrer letzten Bewohnerin verlassen worden. Diese, Ludmilla Prokop ist ihr Name, ist die Tochter eines gegen die Preußen gebliebenen Officiers und ein stilles, eingezogenes Wesen. Sie verließ Brünn, um sich zu ihren Verwandten nach Böhmen zu begeben, von wo sie — da sie ihre ganze Einrichtung veräußerte — nicht mehr zurückkehren wird.«

Herrn von Werhotitz fiel bei dieser Mittheilung ein Stein vom Herzen.

»Du siehst,« sagte er zu seinem Kinde, »daß das Geschwätz der Bettlerin keinen Glauben, keine Beachtung verdient; Du mußt Dir die Gedanken aus dem Kopfe schlagen und damit dies besser gelinge, werden Aufheiterung und Zerstreuung Dir gute Dienste leisten. Der Medicus rieth mir ohnedem dazu um deiner Gesundheit willen. Ich habe daher eine Reise beschlossen . . .«

»Eine Reise? Wohin, mein Vater?«

»Zu einer alten Freundin deiner seligen Mutter. Ich werde Vorkehrungen treffen, daß wir einige Monate lang vom Hause bleiben. Du hast schon längst den Wunsch geäußert, das große schöne Wien zu sehen, nun soll dein Wunsch erfüllt werden; bist Du damit zufrieden?«

»Ob ich es bin?« rief Roswitha auf's Freudigste bewegt, »wie können Sie nur fragen, mein Vater? Sie erfüllen mit dieser Reise Alles, was ich bisher wünschte, ohne es auszusprechen.«

Und mit kindlicher Ergebenheit wollte sie die Hand des Greisen fassen, um sie an ihre Lippen zu führen — er aber schloß sie an das väterliche Herz und dachte im Stillen:

»Vielleicht entgeht sie damit den Gefahren, die ihr hier gedroht hätten, möge Gott ihr reines Leben schützen und mir in ihr die einzige Freude meiner Tage erhalten!«

Wenige Tage später war der Herrenhof zu Frainspitz verwaist — der Edelherr und sein Kind hatten die Reise nach Wien angetreten.

VIII.

Im Komödienhause am Kärntnerthore.

Das Komödienhaus nächst dem Kärntnerthore war ungewöhnlich stark besucht.

Besondere Veranlassung zu diesem Andrange gab die Kunde, daß Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia an diesem Abende von Schönbrunn herein kommen und in der Hof-Logia erscheinen werde, um der ersten Aufführung der Oper »Demetrius« beizuwohnen, deren Compositeur ein junger Maestro, Christoph Ritter von Gluck, soeben in London weilte, wohin er sich, einem ehrenvollen Rufe folgend, aus Italien begeben hatte.

Daß der »Demetrius« in Wien erst im Jahre 1746, also vier Jahre nach seiner ersten Aufführung in Venedig zur Darstellung gelangt, liefert den Beweis, daß der damalige Director des Komödienhauses am Kärntnerthore, Herr Selier, ein sehr würdiger Vorgänger aller seiner späteren Nachfolger war, nur mit dem Unterschiede, daß er damals nicht nur keinen Zuschuß erhielt, sondern sogar noch jährlich eine Summe von 2000 Gulden an Pacht und einige andere Abgaben an das Zuchthaus u. s. w. zu entrichten hatte.

Wenn wir vom Komödienhause nächst dem Kärntner-

thore sprechen, so dürfen unsere Leser in Wien keineswegs das jetzige Theater im Auge haben; dieses wurde bekanntlich erst gebaut, nachdem das alte Komödienhaus am 3. November 1761 Abends zwischen neun und zehn Uhr ein Raub der Flammen geworden war.

Nur einundfünfzig Jahre hatte es bestanden; der verzehrende Brand entwickelte sich aus einem übel gehüteten Feuerschlunde, in welchen man kurz vorher einen »Don Juan« gestürzt hatte.

Die Logen so wie die Bänke im Parterre waren also bei der ersten Aufführung des »Demetrius« vollkommen besetzt, unser Auge überfliegt die Versammlung, und siehe da — wir finden alle Hauptpersonen dieses Gemäldes, welche wir bisher dem Leser vorzuführen Gelegenheit hatten.

Die Unmöglichkeit, Scenen, die in den verschiedenen Theilen des Theaters gleichzeitig abgespielt werden, auch zugleich zu erzählen, zwingt uns, sie der Reihe nach vorzuführen, woraus der Uebelstand entspringt, daß wir dazu einer längeren Zeit benöthigen, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Zwei junge Officiere des Fußregiments Kolowrath hatten eine so günstige Stellung inne, daß sie einen großen Theil der Logen und des Parterres übersehen konnten. Ohne sich um die anwesende vornehme Welt zu kümmern, musterten sie blos Schönheiten und theilten sich wechselseitig ihre Bemerkungen mit.

Eine junge Dame in einer minder bemerkbaren Loge zog vor Allen ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Sie war höchst elegant gekleidet und befand sich in Gesellschaft einer alten Frau, die vielleicht ihre Vertraute, vielleicht blos ihre Schutzfrau und Begleiterin war.

»Wie gefällt Dir die Dame in der himmelblauen Atlasrobe? —« lispelte der eine der Officiere seinem Freunde zu.

»Sie ist recht anmuthig. Ich möchte wissen, wer sie ist?«

»Eine Preußin,« lautete die Antwort, »ich hatte bereits Gelegenheit, sie am Fenster ihrer Wohnung auf dem Graben zu bemerken, erkundigte mich nach ihr und erfuhr, daß sie ein Fräulein von Schwerin sei.«

»Ein Fräulein von Schwerin? Was hat die hier zu suchen?«

Der andere Officier schupfte die Schultern, als wollte er sagen: »Wer kann das wissen?« und wendete dann seine Aufmerksamkeit einem anderen Gegenstande zu.

Mitten unter den Köpfen des Parterres erschien auf einmal ein Pandur, der die übrige Welt wie ein Riese überragte.

Lenkte schon seine ungewöhnliche Größe die Blicke der Menge auf sich, so wurde dies Aufsehen durch seine auffallenden Gewänder noch mehr vergrößert.

Der Riese jedoch — der Leser hat in ihm wohl augenblicklich den Oberst Baron Trenk erkannt — kümmerte sich dessen nicht, sondern blickte trotzig um sich her und sein, seit der Diesensteiner Explosion pulververbranntes Antlitz, hatte wirklich ein furchtbares Ansehen.

»Sieh doch, sieh doch, der Obrist Trenk ist da!« mit diesen Worten eröffnete der eine der jungen Officiere die ins Stocken gerathene Unterhaltung.

Der Andere äußerte über die Anwesenheit des Barons seine Verwunderung und erwiederte:

»Wenn ich ihn nicht mit eigenen Augen sähe, ich würde es kaum glauben . . .«

»Warum nicht? Sollte er etwa nicht hier sein? Hat er vielleicht seine Garnison ohne Ordre und Erlaubniß verlassen?«

»O nein, er wurde nach Wien citirt, um sich wegen der Anklagen zu vertheidigen, die über ihn neuerlichst eingelaufen sind.«

»Er hat sich ja schon einmal von einem angedrohten Processe frei gemacht . . .«

»Dieses Mal scheint die Gefahr ernster zu werden, denn der Baron war gestern kaum in Wien angelangt, so wurde ihm auch schon notificirt, daß er auf Specialbefehl Ihrer Majestät der Kaiserin in Hausarrest zu verbleiben habe.«

»Was Du sagst! Er hat Hausarrest? Davon wußte ich gar nichts und der gute Oberst thut, als wisse auch er nichts davon, sonst wäre er nicht hier im Theater und wäre auch nicht heute Nachmittags in seiner auffallenden Galla-Equipage durch die ganze Stadt kutschirt, so daß ihn alle Welt bemerken mußte.«

Die beiden Officiere kopfschüttelten über diese offene Widerspenstigkeit des Pandurenobristen.

»Welches Wagniß!«

»Eine solche öffentliche Verletzung eines kaiserlichen Befehls . . .«

»Er scheint es auf einen Exceß angelegt zu haben.«

»Ihre Majestät wird erwartet . . . wenn Sie kommt und ihn erblickt . . .«

»Der Baron scheint es darauf abzusehen.«

»Wenn er sich wenigstens in den Hintergrund einer

Loge zurückgezogen hätte, aber sich so mitten in's Parterre hinein zu stellen, wo er wie ein Goliath hervorragt und Jedem in's Auge fallen muß . . .«

Während die Officiere dies Gespräch leise miteinander führten, wurde der Baron Trenk auch anderseits zum Gegenstande der Aufmerksamkeit.

An der Thüre jener Loge, in welcher das Fräulein von Schwerin saß, ertönte ein leises Klopfen, gleich darauf öffnete sie sich in etwas und eine Männerstimme lispelte herein:

»Gnädiges Fräulein, bitte um die Permission nur einige Worte im Auftrage meines gnädigen Herrn . . .«

Das Fräulein erhob sich und sagte:

»Treten Sie ein, doch bleiben Sie an der Thüre, damit man Sie nicht bemerke.«

»Gnädiges Fräulein,« lispelte der Eingetretene geheimnißvoll, »wollen gefälligst auf den größten Herrn im Parterre reflectiren und ihn genau, aber sehr genau observiren. Selbiger Herr ist der bewußte Pandurenobrist Baron von der Trenk —«

»Ich habe ihn bereits bemerkt,« antwortete das Fräulein von Schwerin, »sein verbranntes Gesicht fiel mir gleich auf.«

»Der Herr Obrist haben zu tief in's Fäßlein geguckt, dannenhero stammet die Pulverisation. Hätte Seiner Hochwürden der Herr Bertholdus Schwarzius nicht das Soldatenkorn erfunden, der Herr Obrist würden dero Schönheit besser conservirt haben. Item ist die Persona des Herrn Obristen eine so grandiose, daß Sie, gnädiges Fräulein, den Herrn Baron wohl unter allen Conjuncturen in flagranti er=

kennen werden. Somit habe ich mich meines Auftrages punctuel entledigt und mache meine devoteste Reverenz.«

»Ich danke Ihnen, Herr Rudolf,« antwortete das Fräulein nachlässig und begab sich zurück auf ihren Sitz; der »Schlauche« schloß leise die Logenthüre und verschwand.

Man hätte nun meinen sollen, daß in Folge der erhaltenen Weisung die Aufmerksamkeit des Fräuleins von Schwerin ausschließlich dem Baron Trenk gewidmet sein werde, dem war aber nicht so.

Die schwarzen Augen des schönen Fräuleins beschäftigten sich viel öfter mit einem jungen Manne, der nicht dem Militär, sondern dem Civilstande angehörte, und der sich sowohl durch seine schmucke Persönlichkeit, wie durch seine vornehme Erscheinung vor vielen Andern vortheilhaft auszeichnete.

Der junge Mann hatte seinen Sitz im Parterre, unweit von der Loge des Fräuleins, sie konnte ihn demnach deutlich sehen; das kastanienbraune Haar, das feine weiche Fell, die kühn geschwungenen Brauen, das dunkle Auge mit dem feurigen Blick, keiner seiner Vorzüge entging ihrem Blick, den sie mit ganzer Energie auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit richtete, um auch sein Augenmerk auf sich zu lenken; aber die bekannte Annahme von der magnetischen Kraft des Augenstrahls, von welcher das Fräulein von Schwerin freilich noch nichts wußte, fand diesmal keine Bestätigung, der hübsche junge Mann ahnte gar nicht, mit welcher Sorgfalt er fixirt wurde, sondern beschäftigte sich seinerseits mit einem anderen Gegenstande, der im Parterre in seiner Nähe saß.

In der Mitte zwischen einem alten Herrn und einer bejahrten Dame befand sich ein junges Mädchen, die Jugend

rechts und links vom bedächtigen Alter gehütet, die Schönheit von der Erfahrung bewacht, eine Rose vom schützenden Busch umwölbt.

Und wirklich war sie eine Rose, eine weiße Rose, Roswitha war es, zwischen dem greisen Vater und der alten Freundin ihrer seligen Mutter.

Die Blume des Herrenhofes zu Frainspitz saß im Komödienhause zu Wien und reizend wie dort war sie es auch hier; ihre Herrlichkeit verdunkelte Alles, was sich in ihre Nähe wagte; wenn sie auch weder Schmuck noch kostbare Steine trug, so strahlte dagegen ihre Erscheinung zauberischen Glanz aus. Die Rosen ihrer Wangen, das Feuer der Augen, der Glanz des lichtblonden Kopfschmuckes, kurz ihr ganzes feenartiges Wesen athmete Anmuth, Jugendlichkeit und Frische, sie war Herrin hier wie in Frainspitz.

Das Fräulein von Schwerin erkaltete in ihrem Bestreben nicht, die Aufmerksamkeit des erwähnten jungen Mannes auf sich zu lenken; statt des Gelingens, mußte sie jedoch wahrnehmen, daß seine Blicke fast ununterbrochen auf das junge Fräulein unweit von ihm gerichtet waren; ihr Unmuth erwachte; doch statt ihren Eifer zu zügeln, ward durch den erwähnten Umstand ihr Interesse noch mehr angeregt, sie neigte sich zu ihrer Gesellschafterin und ohne das gedachte Paar aus den Augen zu lassen, lispelte sie dieser zu:

»Liebe Madame, da Sie eine Wienerin sind, so werden Sie vielleicht in der Lage sein, mir Auskunft zu geben. Wer ist der junge Mann dort in dem gestickten schwarzen Kleid, er sitzt am diesseitigen Ende der Bank . . .«

»Ich bemerke ihn schon und weiß auch zufällig seinen Namen. Er nennt sich Guido von Nedorost und ist Mitbe-

sitzer eines Hauses in der Wollzeile, welches unter dem Namen »das Haus von Nedorost's Erben« bekannt ist.« —

»Er ist also ein Edelmann?«

»Er ist von Adel.«

»Kennen Sie vielleicht auch die junge Dame, die er fast ohne Unterbrechnng ansieht?«

»Nein, die kenne ich nicht, sie scheint vom Lande gekommen, sonst würde sie es kaum wagen, wie eine Bauerndirne mit natürlicher Farbe öffentlich zu erscheinen.«

Das Fräulein von Schwerin begnügte sich einstweilen mit der erhaltenen Auskunft und behielt das junge Paar im Auge.

Herr von Werhotitz und seine Tochter wurden aber auch von einer dritten Seite her beobachtet und zwar ebenfalls aus einer Loge, wo ein alter Herr ganz allein saß und sie lächelnd fixirte.

Dieses Bemühen blieb merkwürdigerweise nicht ohne Erfolg; Roswitha, wie von einer geheimen Macht angezogen, lenkte ihren Blick nach der Loge, ihr Herz fing heftiger zu pochen an, das Blut wich aus den Wangen und der Schreck bewältigte sie in so hohem Grade, daß der Edelherr, es gewahrend, sich zu ihr neigte und sie ängstlich fragte, ob ihr unwohl sei?«

»Ich befinde mich wohl,« lispelte sie, »aber dort in der Loge sitzt jener Herr . . .«

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Herr von Werhotitz sah nach der Loge — der Herr darin grüßte ihn mit einem Kopfnicken.

»Es war — Schwedenborg!«

Der Edelherr erkannte ihn gleich, wie aber kam es,

daß Roswitha bei seinem Anblicke erschrak, sie hatte ihn im Leben doch noch nie gesehen?

Der Vater befragte sie darum und sie antwortete:

»Oh, ich sah ihn damals, als ich in dem schweren Schlafe lag, er war es, der an meinem Lager erschien, der mir zusprach und mich erwachen machte.«

Der Greis blieb wie immer stumm vor dem geheimnißvollen Wunder.

Eine Bewegung im Parterre zog die Aufmerksamkeit Aller auf sich — die Blicke der Versammlung richteten sich auf die Hofloge — in derselben erschien die Kaiserin Maria Theresia.

IX.

Was sich im Komödienhause weiter begab.

Verweilen wir, während das volle Haus dem Jubel der Herzen Luft macht, beim Anblicke der Monarchin.

Wo Seelengröße, Tugend und Schönheit sich einen, dort kann man ungescheut dem Gefühle der Bewunderung freien Lauf lassen; wenn aber Seelengröße, Tugend und Schönheit auf dem Throne sitzen, dann gesellt sich auch die Ehrfurcht zur Bewunderung, dann wird man entzückt, weil man zugleich an das Völkerglück denkt, welches einem solchen Throne entströmt.

»Die Frau hat kaum gelebt, die zugleich größer auf dem Thron und makelloser im Privatleben gewesen wäre, wie diese Fürstin!« so ruft einer der freisinnigen deutschen Geschichtsforscher über Theresia aus, und jeder Buchstabe ihrer Geschichte bestätigt sein Urtheil.

Wollt Ihr sie sehen, wie sie damals war? damals in ihrer Jugend Herrlichkeit, in ihres Lebens Blüthe?

Denkt Euch eine Gestalt, größer als Frauen gewöhnlich zu sein pflegen, einen feinen Wuchs und das vollkommenste Ebenmaß in allen Theilen und Ihr habt die äußeren Umrisse.

Das Antlitz ein herrliches Oval, belebt durch blaue Augen, mild und doch feurig, die Nase sanft gebogen, der Mund überaus lieblich, das blonde Haar üppig und reich — denkt Euch weiter eine Stirne, auf welcher die Majestät auch ohne Krone ihren Sitz hat, einen antik geformten Hals und endlich Hände und Arme, um deren Reize die Frauen der ganzen Welt sie hätten beneiden mögen — denkt Euch dies Alles und Ihr habt nur erst die schöne Frau vor Euch, und wißt noch nichts von der musterhaften Gattin, von der vortrefflichen Mutter, von der herrlichen Fürstin.

Die Kaiserin trug an diesem Abende eine blaue Robe von schwerer Seide, einfach, blos durch Stickereien geziert.

Sie lächelte aus der Loge dem jubelnden Publicum in mütterlicher Güte zu, und dieses holdselige Lächeln erfüllte den Saal mit einem neuen Beifallsruf.

Freude verklärte die Züge der Fürstin, ihre ungewöhnliche Lebhaftigkeit brachte es mit sich, daß sie sich stets jedem Eindrucke ihrer Gefühle ungehindert überließ, ohne daß dabei die Majestät der Erscheinung verkürzt worden wäre.

Bei der Krönung ihres Gemals zum deutschen Kaiser in Frankfurt (1745) war sie die Erste, die ganz entzückt: »Vivat Franz!« rief, und als Kaiser Franz im Krönungsanzuge zu ihr hinauf auf den Balcon blickte und mit den wunderlichen Handschuhen auf sein noch wunderlicheres Co=

stüm als deutscher Kaiser deutete, konnte sie sich des Lächelns eben so wenig erwehren, wie früher des Entzückens.

Es ist bekannt, wie sie viele Jahre später, schon im hohen Alter, als die Nachricht von der Geburt des nachmaligen Kaisers Franz in Wien anlangte, in der Freude ihres Herzens ins Burgtheater eilte und dem versammelten Auditorium aus der Hofloge hinab verkündete: »Der Leopold hat ein' Bub'n kriegt!« worauf ein unglaublicher Jubel erfolgte.

Verzeiht uns diese Abirrung, man geräth unwillkürlich hinein, wenn man von dieser hohen Frau erzählt, deren Seelengüte so ausgezeichnet, deren große Eigenschaften so zahlreich waren, daß eine einzelne davon genügt hätte, eine andere gekrönte Frau unsterblich zu machen.

Die Kaiserin war heute blos von ihrer Obersthofmeisterin der Gräfin Fuchs begleitet.

Die Wiener nannten diese Dame geradeweg die »Fuchsin«, wodurch aber nichts Anderes als ihre große Popularität bezeichnet werden sollte.

Die Gräfin war nämlich bekannt, ob des ungewöhnlichen Einflusses, dessen sie sich bei Hofe erfreute; die große Zahl der armen Beamtenstöchter, die später durch ihre Vermittlung wohlversorgt unter die Haube kamen, noch mehr aber die unzählbaren Pathenstellen, die sie im Namen der Kaiserin vertrat, machten sie viele Jahre später zu einer Art von Berühmtheit, bei der jeder Fremde von Distinction sich vorstellen ließ.

Die Gräfin Fuchs ward eine Celebrität ihrer Art, so wie es Van Swieten, Sonnenfels, Fürst Kaunitz und viele Andere in anderer Weise wurden.

Nachdem die Kaiserin in der Loge Platz genommen, be-

gann die Introduction der Oper und die Aufmerksamkeit des Auditoriums wendete sich der Musik zu.

Die freundlichen Leser werden uns nicht zürnen, wenn wir sie mit dem Detail einer damaligen Operndarstellung verschonen; die Schilderung des Treibens in einer »Kreuzer-komödie« könnte für die jetzige Generation allenfalls von Interesse sein, denn wir besitzen nichts Aehnliches, allein mit der Oper ist dies nicht der Fall; wir haben die Leser nicht in das Komödienhaus geführt, um sie mit dem mangelhaften Theaterwesen jener Zeit bekannt zn machen, sondern um ihnen eine Komödie in der Komödie vorzuführen, sie sollen Zeugen von Scenen werden, die zur Haudlung unseres Gemäldes gehören und nicht umgangen werden können.

Wenden wir uns daher wieder unseren Bekannten zu.

Das Fräulein von Schwerin hörte nicht auf, Herrn Guido von Nedorost und die Schöne vom Lande zu beobachten, dabei machte sie eine Entdeckung, die ihr Unruhe einflößte.

Es war während des ersten Actes.

Guido hatte den reizenden Gegenstand seiner Aufmerksamkeit ebenfalls nicht vernachlässigt, und erreichte endlich, was er wünschte: das Fräulein sah ihn an, bald darauf fiel ihr Auge ein zweites Mal auf ihn und da ihr Blick mit dem seinigen wieder zusammentraf, so erröthete sie und senkte den Blick in den Schooß.

Dies bemerkte das Fräulein von Schwerin und bei dem lebhaften Interesse, welches sie an dem jungen Manne nahm, bemächtigte sich ihrer eine fühlbare Unruhe, so daß ihre Begleiterin sie fragte, ob sie sich zu entfernen wünsche? welche Frage natürlich verneint wurde.

In der Seele des Fräuleins von Schwerin erwachte

jetzt der Wunsch, zu erfahren, wer die junge Dame vom Lande sei, um so lebhafter; allein wie dies bewerkstelligen?

»Wäre der »schlauche« Rudolph bei Handen gewesen, sie hätte ihn mit dieser »Dienstoccasion« betraut, aber der Ex-Grenadier war fort, und einen Unbekannten in Anspruch nehmen, war zu gewagt und zu auffallend; das Fräulein verzichtete daher einstweilen auf die Erfüllung dieses Wunsches und begnügte sich mit dem, was sie von ihrer Begleiterin erfuhr.

Der Baron Trenk ragte noch an der nämlichen Stelle des Parterres über die Köpfe der Anderen hervor, ja er schien seit dem Eintritte der Kaiserin noch um einige Zolle länger geworden.

Bei dem begeisterten Empfange der Monarchin schwenkte er enthusiastisch die Mütze und donnerte sein »Vivat« aus voller Brust.

Diese Liebe und Begeisterung für die Kaiserin waren bei ihm nicht erheuchelt, er hing mit ganzer Seele an Maria Theresia; wenn er sich in diesem Momente trotzdem in der Oper befand, so war dies nach seiner Ansicht blos eine Demonstration gegen seine Feinde, als deren Werk ihm der anbefohlene Hausarrest erschien.

Seine Anwesenheit blieb Allerhöchsten Ortes nicht unbemerkt.

Die Gräfin Fuchs ersah den Oberst zuerst; ihre Ueberraschung bei seinem Anblicke verrieth, daß Trenks Anwesenheit ihr ganz unerwartet sei, der Befehl der Kaiserin schien ihr demnach wohl bekannt zu sein.

Als der erste Act der Oper zu Ende ging, neigte sich Maria Theresia zu der Obersthofmeisterin, vermuthlich um

ihr eine Bemerkung über die Oper zuzuflüstern; man sah, wie die Gräfin antwortete und während sie sprach, lenkten sich die Blicke der Kaiserin auf das Parterre, trafen den Baron Trenk — und ein Zug des Unmuths überflog wie ein leichtes Wölkchen den sonnigen Himmel ihres Antlitzes.

Wenige Minuten später fühlte Trenk von rückwärts seine Schulter berührt, er blickte zurück und sah den schwedischen Assessor hinter sich.

»Herr Oberst,« lispelte ihm dieser zu, »wollen Sie mir einige Augenblicke Gehör schenken?«

»Mit Vergnügen,« erwiederte Trenk und begab sich mit Schwedenborg in den Hintergrund des Parterres.

»Ich habe zwar,« begann dieser, »Ihre letzte Aeußerung im Wagen noch nicht vergessen und sollte ihr zu Folge mich um Ihre Angelegenheiten nicht weiter kümmern, sondern ruhig Ihren Triumph abwarten; Schadenfreude ist jedoch nicht die Sache eines Menschenfreundes und wenn Sie mich auch stolz von sich wiesen, so vermag ich es doch nicht, ruhig mit anzusehen, wie Sie in Ihr Verderben rennen.«

»Herr Assessor, ich bitte nicht zu vergessen, daß ich hieherkam, um mich zu amusiren!«

»Um Vergebung, Herr Oberst, daß ich Ihnen widerspreche, Sie haben dem kaiserlichen Befehl zuwider gehandelt, nicht, um sich zu amusiren, sondern um Ihren Feinden Trotz zu bieten, um ihnen gleichsam zuzurufen: »Seht, ich bin im Hausarrest und thu' doch, was mir beliebt!« Sie sind Pandur und besitzen zu wenig Kunstsinn, um wegen einer neuen Oper einen kaiserlichen Befehl zu verletzen; damit Sie sich so weit vergingen, mußten ganz andere Leidenschaften ins Spiel kommen. Doch das ist es nicht, warum ich Sie um

Gehör ersuchte, hören Sie mich an. Die Gräfin Fuchs hat Sie bemerkt und Ihre Majestät von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß gesetzt. Ich hatte Gelegenheit aus meiner Loge wahrzunehmen, wie Unmuth das Antlitz der Kaiserin bei Ihrem Anblicke überflog; bedenken Sie wohl, welche Folgen daraus entstehen können. Treiben Sie den Trotz nicht zu weit, sondern halten Sie ein, so lange es noch an der Zeit ist, so lange sich noch Manches gut machen läßt.«

»Ich soll gut machen?« versetzte Trenk unwirsch, »was soll ich gut machen? Das Gutmachen ist an meinen Feinden und nicht an mir. Ich habe den Hausarrest gebrochen, weil er, wie ich überzeugt bin, nicht von der Kaiserin, sondern von meinen Gegnern kam; Sie wollen mich schrecken und glauben machen, als stünde ich an einem Abgrunde, ich sehe keinen! Was man mir zur Last legt, ist Lüge, und diese zu entlarven bin ich stark genug.«

Schwedenborg zuckte die Achseln und erwiederte: »Ich bin weit entfernt, Sie nur schrecken zu wollen, ich habe Ihnen blos gerathen und an Ihnen ist es, den Rath zu befolgen oder zurückzuweisen. Entsinnen Sie sich, was ich Ihnen im Wagen vorhersagte? Es hat sich bestätigt! Wenn wir uns wieder sehen, werden Sie auch in Bezug meiner heutigen Aeußerung anderer Meinung sein.«

Mit diesen Worten verneigte sich der Assessor und verfügte sich in seine Loge.

Der Oberst wollte sich eben wieder vordrängen, um auf seinen früheren Platz zu gelangen, als sein Blick zufällig auf eine bisher unbeachtete Loge fiel und er einen Augenblick lang wie eingewurzelt stehen blieb.

Was war es, was den Baron erstarren machte?

In der Loge saßen zwei Offiziere, der eine von ihnen

war der Hauptmann Graf Gossau, den Trenk ungerechter Weise cassirt hatte.

Gossau war aber nach Wien geeilt, erhielt hier seinen Degen und seine Charge wieder und stand an drr Spitze der Ankläger.

Er war, was sich leicht begreifen läßt und was Trenk recht wohl wußte, einer seiner erbittertsten Feinde.

Gossau und sein Gesellschafter in der Loge hatten natürlich den wilden Pandurenobersten im Parterre bemerkt und machten ihre Glossen über ihn.

Das war's was Trenk ersah und worüber er vor Ingrimm erstarrte.

Aber der stille Ingrimm brach nur zu bald in eine offene Wuth aus und Trenk war nicht der Mann, der seine Leidenschaften zu bekämpfen gewohnt war.

Wüthend wie ein angeschossener Tiger stürzte er aus dem Parterre fort und flog hinauf zur Loge.

Graf Gossau erschrak, als er den zornschnaubenden Obersten die Logenthüre aufreißen und auf sich zustürzen sah.

Er hielt ihm sänftigend die Hand entgegen und sagte ruhig:

»Herr Oberst, Sie sind, ich weiß nicht warum, echauffirt, bedenken Sie, wo wir uns befinden.«

»Ich befinde mich Ihnen, meinem Todfeinde, gegenüber und das ist's, was ich will. Herr Graf, Sie haben, als Sie mich im Parterre erblickten, gelacht. Sie sind ein Elender —«

»Herr Oberst —«

»Ja, ein Elender, ein Verläumder!«

»Herr Oberst, wäre nicht Ihre Majestät die Kaiserin anwesend —«

»Sie verfolgen mich, weil ich Sie wegen Ihrer Feigheit cassirt habe und hinge man tausend Porteépée an Ihren Degen, Sie bleiben dennoch ein Feigling.«

Gossau in Zorn entbrannt, schleuderte nun ebenfalls alle Mäßigung bei Seite und rief:

»Das duld' wer kann, ich vermag's nicht!« gleichzeitig riß er seinen Degen aus der Scheide und führte einen Stoß gegen die Brust des Obersten.

Trenk wäre unfehlbar durchbohrt worden, wenn er nicht mit nackter Hand in die Klinge gegriffen hätte, wodurch der Stich ihm blos in die Hand fuhr.

Durch diese Wunde wo möglich noch rasender geworden, warf er sich auf den Hauptmann, erfaßte ihn am Genick und hob ihn mit Riesenkraft über die Brüstung der Loge, um ihn ins Parterre hinabzustürzen.

Das ganze Haus gerieth in Allarm.

Die Kaiserin verließ entrüstet die Loge.

Trenk wurde noch rechtzeitig von Gossau's Gesellschafter zurückgerissen.

Im Parterre herrschte eine gräuliche Verwirrung — man wußte nicht recht, was vorgefallen war, man glaubte es sei ein Unglück geschehen und drängte sich dem Eingange zu.

Geschrei, Lärm, Stoßen und Drücken.

»Jesus — Maria!«

»Roswitha — mein Kind — man erdrückt uns —«

In diesem Augenblicke wurde die Jungfrau mitten aus dem Gedränge von zwei kräftigen Armen emporgehoben und solcher Weise außer Gefahr gebracht.

Der Retter der weißen Rose war Guido von Nedorost ...

Baron Trenk fuhr in seiner Galla-Equipage nach Hause. Eine Stunde später hatte er eine Schildwache vor der Zimmerthüre, er war — Arrestant.

X.

Der Leser lernt Schwedenborg etwas näher kennen.

Die Physiognomien der Menschen und der Häuser — wie verhielten sie sich ehedem zu einander und wie jetzt?

Im alten Wien waren die Straßen eng, die Häuser stark, aber düster und melancholisch, dagegen die Menschen darin froh, heiter, mit fröhlichen Gesichtern umherwandelnd; — im neuen Wien ist's gerade umgekehrt, je freundlicher die Physiognomien der Straßen, je bequemer, heller und lichter die Häuser werden, desto ernster, mürrischer und zurückhaltender zeigen sich die Menschen.

Man merkt es so einem, über Nacht wie ein Pilz emporgeschossenen dreistöckigen Hause gar nicht ab, wie viel Noth und Elend es in sich schließt, erst wenn sich seine Thüren öffnen, zeigt sich der Zeitenernst auf den kummerbleichen Gesichtern, man erinnert sich dabei unwillkürlich des alten Spruches: »Außen der Glanz — drinnen der Tanz.«

Und trotz dieser schweren Zeit, die auf uns Allen lastet, trotz Ernst und Drang, die uns beherrschen, ist es doch ferne von uns, dem »alten Wien« auf Kosten des »neuen« das Wort zu reden, — der Ernst unserer Zeit und die Sorgen um Erwerb haben auch ihre sehr vortheilhaften Seiten: sie zwingen den Menschen zur Arbeit, zum Denken.

Das sorg- und gedankenlose Hineinleben in den Tag hat ein Ende, die alte Gemüthlichkeit ist fortgezogen. das Manna fällt nicht mehr vom Himmel, die gebratenen Tauben fliegen Niemanden mehr in den Mund, die Zeit ist um, wo man die höchsten Reize des Lebens nur in einer vollen Schüssel und einem vollen Kruge suchte.

Ja, wir denken nicht daran, das »alte Wien« auf Kosten des »neuen« hervorzuheben; wenn wir aber in unseren Erzählungen Euch immer wieder in die Vergangenheit zurückführen, so geschieht es deshalb, damit Ihr sie kennen lernt, damit Ihr eine Einsicht gewinnt in die Zustände jener Tage, damit Ihr zwischen einst und jetzt Vergleiche anstellt und endlich zur Erkenntniß gelangt, daß es kein undankbareres Geschöpf gibt, als den Menschen, der immer nur das Vergangene lobt und zurückwünscht und das, was er besitzt, erst dann zu achten anfängt, wenn er in Gefahr ist es zu verlieren oder wenn er es gar schon verloren hat.

Wohin sind wir gerathen?

Wir wollten Euch den schwedischen Assessor näher kennen lernen lassen und verloren uns in eine Reflexion, die Euch vielleicht überflüssig scheinen wird, während wir sie nothwendig erachten.

Unter den engen und finsteren Gäßchen der inneren Stadt durfte wohl das ehemalige »Hutsteppergassel«, später das »Kramergäßchen«, das unfreundlichste genannt werden und das damals »Steckmayer'sche Haus konnte nicht leicht eine passendere Stelle finden, als jene, die es hier einnahm.

Das genannte Haus war von dem engen Sackgäßchen durch eine eiserne Gitterthüre getrennt, die wie in einen finsteren Kerker hineinführte.

Eine eng gewundene Steintreppe führte aus dem dunklen Gange in die oberen Stockwerke, wenn man nämlich einen so schmalen, engaufgegipfelten Bau ein Stockwerk nennen kann.

Zur Zeit unserer Erzählung war dieses ganze Haus in seinen oberen Etagen nur von Einem Manne bewohnt, von — Schwedenborg.

Das Aussehen dieses Gebäudes von außen war ein unheimliches, das Wohnen im Innern unfreundlich. Es bedurfte eines großen Aufwandes an Ausschmückung, um den Aufenthalt in diesen niedern Stuben erträglich zu machen.

Bei unserem Eintritt in die Wohnung des ersten Stockwerkes bemerken wir in der That eine Eleganz, die fast bedauern ließ, an diese Oertlichkeit verschwendet zu sein.

Die Wände waren mit Seidentapeten bedeckt; der Boden mit kostbaren Teppichen; Spiegel und Bilder in vergoldeten Rahmen, Vorhänge und Ueberzüge von Damast, die Möbel von kirschrother Politur.

Wohin das Auge fiel, Alles war neu und nach damaligem Geschmacke tadellos.

Wenn diese Ausschmückung trotzdem nur geringen Effect hervorbrachte, so lag die Schuld an dem Lichtmangel, welcher diese Wohnung besonders characterisirte.

Hier herrschte eine fortwährende Dämmerung, Tag und Nacht unterschieden sich wenig, erst wenn außen vollkommene Finsterniß eintrat, konnte man sich hier des Lichtes freuen.

Obwohl die Mittagsstunde kaum verflossen ist, haben wir bei unserem Eintritt in die Wohnung doch Mühe, den

Mann zu erkennen, der auf einer schwellenden Polsterbank hingestreckt, in ein tiefes Nachdenken versunken ist.

Erst nachdem wir uns ihm hinlänglich genähert, gewahren wir, daß es der Assessor Schwedenborg ist.

Der Gelehrte rührte sich nicht, sein Auge war gegen die tapezirte Stubendecke gerichtet und die hohe Stirne in Falten gelegt; wie auf dem Strome eine Welle der anderen folgt, so wogten in seinem Kopfe Gedanken hinter Gedanken.

Der Ton der Hausglocke weckte Schwedenborg aus seiner geistigen Beschäftigung; er erhob sich hurtig vom Divan, fuhr sich mit der Kehrseite der Hand über die Stirne und Augen, gleichsam, um sich zu ermuntern, dann blieb er aufrecht sitzen, um den Ankommenden zu erwarten.

Ein bejahrter Diener — Salamon war sein Name — meldete Besuch und der Assessor, ohne daß er sich erkundigte, wer es sei, befahl, den Herrn eintreten zu lassen.

Ein stattlicher Herr, dem Alter nach in der Mitte der Vierzig, mit einer gelockten Perrücke auf dem Haupte, einem vollen Antlitze, trat ein. Er grüßte den Assessor achtungsvoll, doch mit einer leicht erkennbaren Zurückhaltung, wie sie Vornehme gegenüber denjenigen stets an den Tag legen, welche sie nicht ganz als Ihres gleichen ansehen möchten.

Schwedenborg achtete darauf nicht, sondern erwiederte den Gruß und bat den Herrn in einem Armsessel Platz zu nehmen.

Dieser blieb ruhig stehen und sagte:

»Herr Assessor bieten mir einen Sitz an bevor Sie wissen, wer ich bin und was mich zu Ihnen führt?«

»Mir ist Beides bekannt,« antwortete Schwedenborg trocken, »Sie sind der Herr Gerhard van Swieten, vor einem

Jahre noch Professor zu Leyden, heute aber bereits erster Leibarzt Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Maria Theresia, Professor an der medicinischen Facultät zu Wien und Präfect der hiesigen Hofbibliothek.«

»Sie haben mich wahrscheinlich in der Bibliothek gesehen?«

»Um Vergebung, mein Herr, ich hatte für jetzt noch keine Gelegenheit, dieses Institut zu besuchen. Als ich vor ungefähr zwanzig Jahren im Auftrage meiner Regierung zum ersten Male die sächsischen, böhmischen und ungarischen Bergwerke bereiste, war der damalige Präfect, der erste Leibarzt Seiner Majestät Kaiser Carl VI., Pius Nicolaus Garelli, so gefällig, mich in den Localitäten herumzuführen. Fischer von Erlach hatte gerade das Gebäude vollendet und Kaiser Carl erklärte das bisherige Privateigenthum des Hofes zu einem öffentlichen Institute. Seit damals betrat ich die hiesige Bibliothek nicht, folglich kann ich Sie dort nicht gesehen haben.«

»Sie behaupteten auch den Grund zu wissen, der mich hiehergeführt?«

»Ja, ich weiß ihn, doch — bevor wir weiter sprechen — muß ich Sie bitten, Platz zu nehmen, denn mir fällt das Stehen schwer. Sie, Herr Doctor, sind um mehr als eine Decade jünger wie ich, und zehn Jahre bilden in meinem Alter einen fühlbaren Unterschied.«

Herr van Swieten ließ sich in dem ihm angewiesenen Armstuhle nieder und Schwedenborg nahm ihm gegenüber auf einem Sessel Platz.

»Sie sind also schon einmal in Oesterreich gereist?« fragte der Leibarzt der Kaiserin.

Schwedenborg bejahte die Frage.

»Ihre Reise war eine wissenschaftliche, denn wie Sie selbst sagten, besuchten Sie im Auftrage Ihrer Regierung unsere Bergwerke?«

Der Assessor bejahte auch diese Frage.

»Ihrer dermaligen Reise liegt wohl ein ähnlicher Zweck zu Grunde?«

Diese scheinbar gleichgiltig hingeworfenen Worte wurden von dem Assessor nicht direct beantwortet, er lächelte vielmehr, blickte Herrn van Swieten bedeutungsvoll an und sagte:

»Steht diese Frage mit der Ursache Ihres Besuches im Zusammenhang?«

Darauf erwiederte der Leibarzt der Kaiserin:

»Da Sie, Ihrem Vorgeben nach, den Grund meiner Visite kennen, so brauche ich Ihnen wohl nichts darauf zu erwiedern. Sprechen wir offen, Herr Assessor, wir Beide sind Gelehrte, wir haben, wenn wir auch verschiedene Zweige des Wissens verfolgen, ein und dasselbe Ziel vor Augen. Wer im Weinberge des Herrn, auf dem Felde der Wissenschaft und Aufklärung arbeitet, der erfreut sich unserer Sympathie, der ist unser Freund, wenn wir ihn auch nicht persönlich kennen, wenn er auch fern von uns lebt. Ich saß noch im Collegium des weltberühmten Boerhave zu Leyden und Ihr Ruf drang schon von Upsala herab und unsere Universität bewunderte Ihre Werke, staunte Ihren Geist an. Auch ich gehörte zu Ihren Verehrern in der Ferne, und ich bekenne es ohne Hehl, ich gehöre noch dazu. Diese Achtung, welche ich dem Gelehrten, die Sympathie, welche ich dem Manne der Aufklärung zolle, flößen mir natürlich auch Theilnahme für sein Geschick ein und diese ist es einzig und allein, die mich veranlaßte, Sie hier aufzusuchen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Doctor, für Ihre freundschaftliche Mühe und für die Besorgniß, die Sie meinethalben hegen.«

»Besorgniß, ganz recht, Sie thun wohl daran, Herr Assessor, dieses Wort zu betonen, ich bin in der That besorgt, ich fürchte, Sie werden in Wien mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben.«

Schwedenborg schüttelte ungläubig den Kopf und erwiederte:

»Warum dies? Woher sollten die Unannehmlichkeiten kommen? Was thu ich, was Sie herbeiführen könnte?«

»Der Zweck Ihrer Reise, Herr Assessor, ist diesmal ein ganz anderer als der Besuch unserer Bergwerke und daß Sie es nur wissen, er ist an der betreffenden Stelle kein Geheimniß. Man weiß, daß Sie während Ihrer ersten Reise durch Oesterreich hier eine Freimaurerloge gegründet haben, man weiß, daß Ihrer dermaligen Reise Bundeszwecke zum Grunde liegen. Ihre Majestät die Kaiserin ist nun eine entschiedene Gegnerin des Ordens, nicht etwa wegen seiner reformatorischen Bestrebungen, sondern wegen der Geheimthuerei, wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher er sich weigert, der Monarchin seine Statuten mitzutheilen. Dies hat den Orden in ihren Augen sehr verdächtigt und die zahlreichen Feinde der Freimaurer haben leichtes Spiel, Sie athmeten noch nicht zwei Stunden lang Wiener Luft und Herr von Managetta conferirte schon mit dem Grafen von Königseck, der, wie Sie wissen, hier Gouverneur ist. Die verkleidete Tagwacht *)

*) Die damaligen Stadtwachen bestanden erstens in »Rumorsoldaten,« zweitens aus der »Nacht- und Tagwacht«, ein Theil der letzteren durchstreifte verkleidet Stadt und Vorstädte, um allen Verdächtigen nachzuspüren.

ist hinter Ihnen her und man lauert Ihren Gängen auf. Wissen Sie, was Ihr Schicksal wäre, wenn es der Polizei gelänge, Sie in einer Loge aufzuheben? Ich will Ihnen zum Exempel ein Geschichtchen erzählen, welches sich vor einigen Wochen hier zutrug. Eine Anzahl junger, leichtfertiger Leute, durchgehends Söhne aus wohlhabenden Häusern, waren aus Genußsucht und Lebensfreudigkeit in eine Gesellschaft zusammengetreten, um in Compagnie zu schwelgen und der guten Sitte Hohn zu sprechen. Damit Sie einen Begriff von der Tendenz dieser Verbindung haben, so erwähne ich blos, daß sich die Gesellschaft den Namen die »Feigenbruderschaft« beilegte. Die Polizei erhielt Kenntniß von der sauberen Sippschaft, überfiel sie bei einer Orgie in Nußdorf und die Feigenbrüder wurden öffentlich auf den Pranger gestellt. Denken Sie ja nicht, daß bei dieser Strafe auf den mehr oder minder vornehmen Stand Einzelner Rücksicht genommen wurde. Zwei Söhne des Bürgermeisters von Danzig, die hier studirten, waren mit bei der Partie und ihr alter Vater bot vergebens große Summen an, um den Jünglingen die öffentliche Beschimpfung zu ersparen. Ich hege die Ueberzeugung, daß Freimaurer im Falle einer Arretirung einem ähnlichen Lose nicht entgehen würden.«

»Man würde also gereifte Männer der Wissenschaft wie unzüchtige Knaben behandeln und strafen?« rief Schwedenborg; »ich kann es nicht glauben, daß man Männer, die kein öffentliches Aergerniß geben, öffentlich brandmarken wird. Doch wenn dem so wäre, was läge daran? Zählt der Maurerorden nicht ohnedem schon der Märtyrer genug? Kennen wir nicht Alle die Verfolgungen und den Untergang der Tempelritter, die einen Theil des Maurerordens ausmachten? Ohne Gefahr einer Idee huldigen, im sicheren

Versteck ein Princip vertheidigen, dazu gehört kein Muth, das verdient keinen Dank. Das wirkliche Verdienst in einem jeden Kampfe beginnt erst dort, wo die Gefahr anfängt. Was auch immer die Absicht meiner Reise hieher sein mag, ich werde deren Folgen, ob gut oder böse, zu tragen wissen, darum, Herr Doctor, sprechen wir nicht mehr davon.«

»Sie wünschen es,« entgegnete van Swieten mit Würde, »ich füge mich, wenn auch ungern. Doch bin ich deshalb noch nicht zu Ende. Ich habe Sie, als Verehrer Ihres Namens, auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die Ihnen, dem Freimaurer, droht, ich muß Sie nun auch von jener in Kenntniß setzen, der Sie als »Prophet« entgegen gehen. Das Prophetenthum, mein Herr, ist ein sehr gefahrvolles Handwerk, im Alterthum hat man Wahrsager gesteinigt, später schickte man sie auf den Scheiterhaufen und jetzt können sie sich gratuliren, wenn sie simpliciter, ohne Folter *), auf die Festung spaziren. Mohammed war der letzte, der als Prophet Fortüne gemacht, seit damals sind mehrere wohl auf dürres Holz, kein einziger aber auf einen grünen Zweig gekommen. Seit der Regierung der Kaiserin ist zwar in Wien noch keine Hexe und kein Zauberer verbrannt worden und alle derartigen Processe müssen vor der Schöpfung des Urtheils der Monarchin vorgelegt werden; allein wer ein solches Aergerniß gäbe, wer in einen derartigen Proceß verwickelt würde, hätte des Ungemachs eine Menge zu ertragen, bevor er des Landes verwiesen würde. Was nun von Ihnen in dieser Angelegenheit bis zu uns drang, ist zu vague, und vielleicht auch durch die Fama zu entstellt, als daß ich darüber ein Urtheil wagen könnte;

*) Die Folter wurde bekanntlich erst später abgeschafft.

ich weiß nicht, in welche Classe ich sie rangiren soll, ob in diese oder jene, aber ich bin überzeugt, daß Ihnen in jeder Gefahr droht.«

Schwedenborg hörte dem kaiserlichen Arzte aufmerksam zu und versetzte dann ernst:

»Sie haben von Propheten und dann von Zauberern gesprochen, Sie sind zu aufgeklärt, Herr Doctor, um an das Eine oder an das Andere zu glauben; Sie wissen nicht, in welche Classe mich zu rangiren, das heißt mit anderen Worten, ob Sie mich für einen Betrüger oder blos für einen Betrogenen halten sollen? Ich bin keines von beiden, Herr Doctor. Ich kann nicht wissen, was Ihnen Alles von mir und über mich zu Ohren kam, ich glaube daher nur in meinem Interesse zu handeln, wenn ich von mir rede, um Ihr vermuthlich falsches Urtheil über mich zu rectificiren. Mein Reich ist das Reich der Natur, mein Leben ist das Leben des Geistes. Von siebzehn umfangreichen Werken, die ich schrieb, umfaßt ein einziges davon, — es sind meine mineralogischen und philosophischen Werke — drei mächtige Bände in Folio. Ich habe meinem Vaterlande gelehrt, geeignete Becken zur Aufnahme von Schiffen anzulegen, ich erfand leichtere Verfahrungsarten zur Extraction der Metalle, ich berechnete den Lauf der Sterne, ich schrieb über Ebbe und Flut, über die Lage der Erde und bin Meister der orientalischen Sprachen. Meine Vermögensverhältnisse zwingen mich zur Einschränkung und doch ist es in meinem Vaterlande offenkundig, daß ich ungeheuere Summen verschenke, daß kein wahrhaft Dürftiger unbefriedigt von mir geht, und daß mehrere theils gefallene, theils dem Falle nahe gewesene Handlungshäuser einzig und allein mir ihre Rettung zu ver-

danken haben. Ich bin kein Alchymist, ich bin kein Prophet, kein Zauberer, kein Charlatan — ich erfreue mich blos der Gnade des Sehens, nicht mit den gewöhnlichen Augen, nicht mit dem Gesichte des Fleisches, sondern mit den Augen des inneren Menschen, die in mir durch ein Wunder erschlossen wurden. Ich blicke in die Zukunft, ich sehe, was gleichzeitig in weiter Ferne von mir sich ereignet, ich finde das, was gewöhnlichen Menschen verloren gegangen.«

Da Schwedenborg ein wenig innehielt, so ergriff der Leibarzt der Kaiserin das Wort.

»Ich hörte erzählen,« sagte er, »daß Sie während Ihrer Anwesenheit zu Gothenburg, einer Stadt, die doch sechzig Meilen von Stockholm entfernt liegt, eine große Feuersbrunst verkündeten, welche zur selben Zeit in der schwedischen Residenz wüthete?«

»So ist es,« bestätigte der Seher, »ich verkündete nicht nur die Brunst, sondern ich bemerkte dabei auch, daß mein Haus von den Flammen verschont bleiben werde.«

»Wie verhält es sich mit Ihrer Wunderfahrt auf einem englischen Schiffe, wovon ich ebenfalls erzählen hörte?« fragte van Swieten weiter.

»Ich trat von London aus eine Reise in die Heimat an,« erzählte der Seher, »das Schiff stand unter dem Befehle des Capitäns Dixon. Eine Dame, die mitfuhr, war besorgt, ob wir denn auch genug Proviant mit uns führten? Wozu dies, antwortete ich, um 2 Uhr Nachmittags werden wir im Hafen von Stockholm einlaufen, und das Unglaubliche trat zur größten Verwunderung aller Passagiere auch wirklich ein. Ich bin nicht gewohnt zu prahlen, meine Sache ist es nicht, die Aufmerksamkeit der Welt durch Großsprechereien auf mich

zu lenken, wenn man aber in hundert Jahren meine Werke lesen wird, so wird man erstaunen, um wie viel ich dem Stand der Wissenschaften unserer Zeit vorausgeeilt bin. Ich lehre heute schon die Zersetzbarkeit aller Erzeugnisse der organisirten Natur und verkünde, daß Feuer, Wasser und Luft keine Elemente sind *).«

Der Leibarzt der Kaiserin unterbrach jetzt den Assessor und sagte:

»Sie behaupteten vorhin, das »Auge des innern Menschen« sei in Ihnen durch ein Wunder erschlossen worden, darf man wissen, wie sich das zutrug?«

»Ich habe bisher mit Niemanden davon gesprochen, obwohl kein Grund vorhanden ist, die Wahrheit zu verhehlen. Im vorigen Jahre befand ich mich in London. Eines Nachmittags, ich hatte eben meine einsame Mittagstafel verlassen, verbreitete sich in meinem Gemache plötzlich ein Nebel, der so dick wurde, daß er Alles um mich her verdunkelte. Ich wäre über dieses Phänomen in London wenig erstaunt gewesen, wenn draußen auf der Straße nicht das heiterste Wetter geherrscht hätte. Mein Erstaunen wuchs, als ich in einer Ecke meines Gemachs, nachdem die Finsterniß sich zu zerstreuen anfing, sich nach und nach ein Geschöpf mit menschlichen Formen heranbildete und mir mit furchtbarer Stimme die Worte zurief: »Emanuel, faste und bereite

*) Es dürfte Wenigen bekannt sein, daß Schwedenborg in einem seiner Werke auch die ersten Andeutungen über »Magnetismus« gibt, indem er in die magnetischen Mysterien eingeht. Die Erfindung gehört demnach nicht dem späteren Mesmer an.

*

Dich vor Ungewöhnliches zu vernehmen!« worauf es verschwand.

»Ich befolgte die Weisung, arbeitete die nächsten vierundzwanzig Stunden ohne Speise und Trank zu genießen. In der folgenden Nacht erschien mir dasselbe Wesen wieder, aber dieses Mal strahlend in einem Meere von Licht, umflutet von einem in Sonnengold gebadeten Purpurgewande.

»Und dieselbe Stimme, heute nicht minder majestätisch wie gestern, sprach zu mir: »Ich bin von Gott gesandt, der Dich ausgewählt hat, den Menschen den Sinn seines Wortes und seiner Schöpfungen zu erklären. Ich werde Dich lehren, was Du schreiben sollst!«.

»Diese Vision währte nur wenige Augenblicke, aber in mir war eine wunderbare Veränderung vor sich gegangen. Die Augen meines inneren Menschen hatten sich aufgethan. Nach oben schauend, sah ich den Himmel offen — nach unten die Hölle — um mich her die Welt der Geister. Drei verschiedene Sphären hatten sich vor mir enthüllt und überall traf ich Menschen, die ich früher gekannt, von denen einige schon seit lange, andere erst seit Kurzem in ihrer menschlichen Form untergegangen waren.

»Seit jener Nacht,« schloß Schwedenborg seine Mittheilung, »lebe ich das Leben der Geister, und gehöre dieser Welt nur in so ferne an, als Gott mich würdig befunden hat, eine bestimmte Sendung zu erfüllen.«

Van Swieten horchte den Worten des Sehers mit größtem Interesse. — Schwedenborg's Vortrag war schlicht und würdevoll, fern von oratorischem Prunk der Charlatane. Der bejahrte Mann brachte durch die Einfachheit seiner Worte eine unglaubliche Wirkung hervor, der Zuhörer fühlte, daß der Redner von dem, was er sagte, auf's Innerste überzeugt

war und wagte nicht, daran zu zweifeln, so sehr sich der Verstand dagegen sträuben mochte *).

Der kaiserliche Leibarzt, obwohl er sich von dieser Wirkung noch nicht losgemacht hatte, richtete doch in Bezug auf des Sehers letzte Rede die Frage an ihn: welches denn die Sendung wäre, die ihm aufgetragen worden sei?

Schwedenborg legte den ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand quer über die geschlossenen Lippen und sagte dann:

»Darüber, Herr Doctor, muß ich schweigen — darüber sollen Jene Auskunft geben, die nach meinem Tode den Lehren anhängen werden, die ich in meinen »Offenbarungen« hinterlasse.«

»Um Gottes willen, Herr Assessor,« rief van Swieten jetzt wirklich erschreckt, »Sie werden doch nicht mit dem Gedanken umgehen, eine »neue Lehre« aufzustellen, eine »neue Doctrin.«

»Warum erschrecken Sie darüber?«

»Um Ihretwillen, Herr Assessor. Ich beschwöre Sie, wenn Sie solches wirklich im Sinne haben, diese Stadt zu Ihrem eigenen Heil sogleich zu verlassen. Nur eine Ahnung davon würde hinreichen, Ihnen schwere Bedrängnisse zuzuziehen, von welchen Sie alle Gesandten der Welt nicht losmachen könnten. Der Lehrer einer neuen Doctrin — in den Mauern Wiens — es ist undenkbar! Um Ihres eigenen Heiles willen beschwöre ich Sie, salviren Sie sich.«

Schwedenborg lächelte und versetzte mit dem Tone der größten Sorglosigkeit:

*) Sämmtliche Daten über Schwedenborg und seine Anschauungen und Wunder sind historisch.

»Fast will es mir bedünken, Herr Doctor, als ob die Ehren, mit denen man Sie in Wien überhäuft, Sie gar zu ängstlich machten. Ich bin Ihnen verpflichtet für die Fürsorge, die Sie mir schenken, allein ich theile Ihre Angst nicht im Entferntesten, mein Blick läßt mich nirgends eine Gefahr sehen, im Gegentheil . . .«

In diesem Momente ertönte die Hausglocke.

Schwedenborg hielt inne und richtete sein Auge starr auf die Thür.

Hierauf breitete sich ein Lächeln über sein Antlitz, er wendete sich rasch zu van Swieten und sagte:

»Kann ich auf Ihre Discretion zählen, Herr Doctor?«

»Mein Wort und Handschlag darauf!« entgegnete der Leibmedicus.

»Dann sollen Sie der ungesehene Zeuge einer Scene sein, die Ihnen den Beweis liefern wird, daß Schwedenborg in Wien nichts zu fürchten hat!«

Van Swieten auf's Höchste überrascht, befand sich, ehe er sich's versah, in einem dunklen Cabinet, welches durch eine unbemerkbare Tapetenthür von der Stube getrennt war.

Hier mußte er sich blos auf's Gehör beschränken und vernahm auch wirklich wie gleich darauf drinnen die Stubenthür aufging.

An dem Rauschen der Gewänder erkannte van Swieten, daß der Besuch ein weiblicher sei.

Bei den ersten Worten, welche die Dame sprach, traute der Verborgene seinem Gehör nicht — bald aber überzeugte er sich, daß es ihn nicht täusche — seine Ueberraschung wich

dem Staunen — die Dame, welche sich zu dem schwedischen Assessor bemüht hatte, war die Gräfin Fuchs, die Obersthofmeisterin der Kaiserin.

XI.

Eine Verhandlung unter vier Augen und sechs Ohren.

Schwedenborg empfing die hochgestellte Dame mit jener feinen Artigkeit, die er am schwedischen Hofe, wo er kein Fremdling war, sich angeeignet hatte, ohne indessen seiner Würde als Gelehrter etwas zu vergeben.

Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen, wobei die Gräfin den Gelehrten ihre ausgezeichnete Stellung nicht fühlen ließ, nahm sie in einem Fauteuil Platz und sagte:

»Ich weiß nicht, Herr Assessor, ob ich von Ihnen gekannt bin?«

»Welcher Fremde von Distinction wird sich bei seiner Anwesenheit in Wien nicht bemühen, Sie, gnädige Gräfin, wenigstens zu sehen, wenn er auch seiner bescheidenen Stellung wegen angewiesen ist, auf eine persönliche Bekanntschaft zu verzichten. Ich genoß die Ehre, Sie neulich in der Oper . . .«

Die Dame fiel ihm in die Rede:

»Dort war's, wo auch ich Sie bemerkte und auf meine eingezogene Erkundigung erfuhr, daß Sie der bekannte Assessor Schwedenborg wären. Sie haben es an dem Abende gewiß auch bedauert, daß die Vorstellung der neuen Oper durch den malitiösen Trenk gestört wurde. Es war eine empörende

Scene, in Gegenwart Ihrer Majestät einen solchen Scandal hervorzurufen und noch dazu an einem öffentlichen Orte. Zu Zeiten der seligen Majestät des Kaisers Carl würde der Oberst ein solches crimen laesae schwer gebüßt haben, aber Ihre Majestät unsere Kaiserin sind zu huldvoll, zu gnädig, Sie geruhte anzubefehlen, der Fall möge gerade so behandelt werden, als ob Höchstdieselbe im Theater nicht anwesend gewesen wäre.«

»In Wahrheit, eine echt kaiserliche Großmuth!« versetzte Schwedenborg mit dem Tone anerkennender Ueberzeugung.

»Der Trenk ist ohnedem mit einer Menge schwerer Anschuldigungen belastet, fuhr die Obersthofmeisterin gesprächig fort, »und wird Mühe haben, mit dem Leben aus der Justizaffaire zu kommen; Ihre Majestät wollten ihn daher nicht mit neuer Schuld beschweren, von wegen seines Adels, seiner Charge und der Verdienste, die er sich in den Kriegen gesammelt. Ist Ihnen was Aehnliches in anderen Landen je vorgekommen?«

Der Assessor verneinte die Frage und setzte launig hinzu: »Wahrscheinlich weil man in anderen Landen keine Panduren hat.«

Die Obersthofmeisterin zeigte einige Heiterkeit, doch nahm sie gleich wieder ihre ernste Miene an und sprach:

»Genug davon, erlauben Sie, daß ich auf die Ursache meines Besuches zu sprechen komme.«

Der Seher verneigte sich ehrerbietig und erwiederte: »An Ihnen, gnädige Frau, ist es, zu befehlen, an mir zu hören.«

»Ich darf Sie, Herr Assessor, wohl nicht erst darauf aufmerksam machen, daß die Angelegenheit, die mich hieher

führt, wenigstens für mich sehr wichtig ist. Den Anstand bei Seite setzend, bemühte ich mich zu Ihnen, weil ich Sie in meiner Wohnung nicht unbemerkt hätte empfangen können; ich wählte das Klügere, fuhr in einem unscheinbaren Miethwagen auf den Hohenmarkt, schlüpfte von dort unbeachtet in dieses Gäßchen, und gelangte incognito in diesen Winkel, wo man die Gräfin Fuchs am allerwenigsten vermuthet. Ich hoffe, Sie werden mein Incognito durch Ihre Discretion unterstützen.«

Schwedenborg legte die Rechte an seine Brust und verneigte sich höflich.

Die OberstHofmeisterin fuhr fort:

»An unserem Hofe erzählte man, nebst anderen Ihrer wunderbaren Entdeckungen, von einem Dienste, den Sie, Herr Assessor, vor einigen Monaten einer schwedischen Hofdame leisteten. Es handelte sich nämlich um ein Document, welches der verstorbene Gatte jener Dame verborgen hatte, ohne ihr vor seinem Tode den Aufbewahrungsort anzugeben. Das Papier war für die hinterbliebene Witwe von größter Wichtigkeit und sie nahm, auf Rathschlag der Königin, ihre Zuflucht zu Ihnen, und bat Sie, ihren verstorbenen Gemal zu fragen, wo das Document zu finden wäre? Am anderen Tage zeigten Sie ihr die Stelle.«

»Erlauben mir, gnädige Gräfin, eine berichtigende Bemerkung. Jene Dame hatte mich gebeten, ihr den verstorbenen Gemal erscheinen zu lassen und ich bewirkte es. In der Nacht erschien der Geist an ihrem Lager und bezeichnete genau die Stelle, wo das Document verborgen lag, so daß sie es am nächsten Morgen wirklich fand. So, meine gnädige Gräfin, verhält sich dieser Vorfall.«

»Ich danke Ihnen, Herr Assessor, für die Mittheilung

und freue mich, dieses merkwürdige Ereigniß von Ihnen persönlich bestätigt zu hören. Ich will Ihnen indessen gestehen, daß meine Freude etwas egoistischer Natur ist. Ihre Bestätigung vergrößert nämlich auch meine Hoffnung, die mich für einen ähnlichen Fall beseelt, der meinen Besuch bei Ihnen veranlaßte.«

»Ich erkläre mich im Voraus bereit, Ihnen zu dienen, Frau Gräfin, und bitte mir Ihr Anliegen mitzutheilen.«

»Mir ist,« begann die Dame ihre Mittheilung, »vor einigen Tagen ein Stück meines Schmuckes in Verlust gerathen. Es ist eine Busennadel in Form einer Rose mit Brillanten umsäumt. Der Werth dieser Brillantrose ist nicht unbedeutend, trotzdem würde ihr Verlust mir nur wenig empfindlich sein, wenn nicht andere Umstände sie in meinen Augen unersetzlich erscheinen ließen. Jener Schmucktheil ist nämlich das Geschenk eines theuren Gatten aus jener Zeit, wo die Liebe unsere jugendlichen Herzen verband — er ist die erste süße Liebesspende aus der Hand des Geliebten, kurz, wenn auch nicht das Kostbarste, so doch das Theuerste, was ich von meinem Gemal besitze. Abgesehen von diesem Werthe, den die Erinnerung dem Schmucke verleiht, enthält er noch einen andern, den ihm — ich bekenne meine Schwäche — das Vorurtheil beilegt. In meiner Meinung ist an den Besitz jener Brillantrose auch die Fortdauer der Liebe meines Gatten, das Glück meiner Ehe, die Seligkeit meines Lebens geknüpft. Nun, da ich das Unglück hatte, die Nadel zu verlieren, zitterte ich für alle die genannten Schätze und ich würde — wenn ich sie nicht wiederfände — trotz meines Reichthums, trotz meiner Stellung und meines Ansehens, die unglücklichste Frau im ganzen Lande sein. Ermessen Sie

daher, Herr Assessor, den dreifachen Werth des Schmuckes und Sie werden die Größe des erlittenen Verlustes beurtheilen können. Doch ist das Traurige meiner Lage mit dem Gesagten noch nicht erschöpft. Ich habe bis jetzt meinem Gatten den Verlust der Brillantrose verschwiegen, um ihm Gram und Angst zu ersparen, denn so wie ich knüpft auch er an jenen Besitz den Fortbestand unseres Glückes. Dieser Umstand verwehrt mir jede Nachforschung; will ich mein trauriges Geheimniß nicht verrathen sehen, so bleiben mir nur geheime Mittel übrig, um wieder in den Besitz des Verlorenen zu gelangen, daher nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen und hoffe, daß Sie mir mit Erfolg beistehen werden, bevor mein Gatte zur Kenntniß des Verlustes gelangt. Ich scheue keine Kosten und Sie, mein Herr, dürfen auf meine unbegrenzte Dankbarkeit zählen.«

»Um Vergebung, gnädige Frau, ich lasse mir ähnliche Dienste nie lohnen, thät' ich es, so wäre ich der mir zu Theil gewordenen göttlichen Gnade, deren sich nur Auserwählte Gottes rühmen können, unwürdig. Wann verloren Sie die Brillantrose? Ich bitte mich mit den Umständen vertraut zu machen.«

»Vor drei Tagen machte ich in Begleitung mehrerer Damen einen Spazirritt. Ich trug die Brillantrose an meinem Busen, wo sie das Reitkollet zusammenhielt. Der Ritt ging aus der Stadt über das Glacis, über Hernals nach Dornbach; als wir im Schloß zu Neuwaldegg echauffirt anlangten, vermißte ich bereits meinen Schmuck . . .«

Schwedenborg starrte die Gräfin, während sie sprach, mit seinen weitgeöffneten Augen an, so zwar, daß sie verlegen in ihrer Rede plötzlich innehielt und ihn fragte, warum er sie denn so auffallend anblicke?

Statt der Antwort fragte der Assessor, indem er jedes seiner Worte betonte:

»Sie, Frau Gräfin, haben die Nadel vermißt?«

»Sie fragen mich in einer Weise, als ob Sie Mißtrauen in meine Worte setzten.«

»Um Vergebung, Frau Gräfin, mein Blick hat mich noch nie getäuscht, er kann mich auch heute nicht trügen. Mein Blick sagt mir, daß zwar Alles, was Sie in Bezug auf den Verlust eines theuren Liebespfandes erzählten, sich genau so verhalte, wie Sie es mir mitzutheilen beliebten, eine Kleinigkeit jedoch ist unrichtig, nämlich, daß Sie, Frau Gräfin, jene Dame nicht sind, welche das Kleinod verlor.«

Die Gräfin Fuchs erblich und sah den Assessor bestürzt an.

»Mein . . . Herr,« stammelte sie, »Sie zweifeln . . . doch nicht . . .«

»Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, nicht Sie, sondern eine andere Dame verlor das Kleinod und im Auftrage jener Dame kamen Sie hierher.«

Die Gräfin blickte den Seher betroffen und verwundert an; dann, nachdem sie sich ein wenig gesammelt, sagte sie:

»Angenommen nun, Herr Assessor, Sie hätten in dieser Beziehung Recht, wissen Sie, wer die Dame ist, welche den kostbaren Schmuck verlor?«

»Ja, gnädige Frau,« antwortete Schwedenborg mit Entschiedenheit, »ich weiß es, es ist die . . .«

»Halten Sie ein,« rief jetzt die Gräfin fast zu Tode erschreckt, »nennen Sie keinen Namen und keine Würde, jene

Dame muß aus dem Spiele bleiben, deshalb kam ich hierher, deshalb erlaubte ich mir die Angabe, als ob ich den Verlust erlitten hätte. Ich sehe, Herr Assessor, Sie wissen Alles, vor Ihrem Auge ist keine Täuschung möglich. Vergeben Sie mir den Versuch, den ich gemacht, ich wagte ihn aus Gründen, die Sie gewiß entschuldigen werden.«

»Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, gnädige Gräfin,« antwortete der Seher bescheiden, »Sie konnten nicht anders — allein ich muß mit Bedauern gestehen, daß ich nicht in der Lage bin, Ihnen zu dienen —«

»Warum nicht?« fragte die Dame fast eben so erschreckt wie früher.

»Weil es zwischen dem Seher und der Person, die seine Kunst in Anspruch nimmt, keine Mittelsperson geben darf.«

»Herr . . . Assessor . . .«

»Es ist so, gnädige Frau, wie ich sage; das Geheimniß wird Ihnen unbegreiflich dünken, aber es läßt sich nicht wegläugnen. Jede Mittelsperson stört den Rapport zwischen beiden Geistern und ohne diesen erlahmt die Sehkraft des inneren Auges.«

»Sie erklären sich demnach unfähig . . .«

»Ich erkläre mich nicht unfähig, sondern in so lange außer Stand gesetzt, den Ort, wo das in Verlust gerathene Kleinod liegt, anzugeben, bis ich von der Dame, welche es verlor, persönlich beauftragt werde, ihr den Platz anzugeben, wo es sich befindet.«

»Wenn sich die Sache so verhält,« antwortete die Gräfin seufzend, »dann bleibt das Kleinod verloren, denn jene Dame wird nie in Ihr Verlangen willigen.«

»Es ist hier nicht von einem Verlangen die Rede,«

entgegnete Schwedenborg, »sondern von einer absoluten Nothwendigkeit.«

Eine mehrere Minuten lange Pause trat hierauf ein, während welcher sowohl die Dame als auch der Assessor ihren Gedanken nachgingen. Man sah es Beiden an, daß es ihnen schwer war, sich ohne ein günstiges Ergebniß zu trennen.

Nach einer Weile ergriff Schwedenborg wieder das Wort.

»Gnädige Gräfin,« sagte er, »ich kann es nicht verhehlen, daß es mein Wunsch ist, jener ausgezeichneten Dame einen Dienst zu leisten und ich zweifle nicht, daß sobald nur das obwaltende Hinderniß überwunden ist, ich sicher in der Lage sein werde, es zu thun. Ich glaube, während ich vorhin nachdachte, einen Ausweg gefunden zu haben, den jene hohe Frau zu betreten gewiß keinen Anstand nehmen wird, vorausgesetzt, daß ihr die verlorne Brillantrose wirklich so theuer ist, wie Sie vorhin sagten.«

»Daß dem so ist, kann ich Sie versichern, Herr Assessor; darum sprechen Sie, welchen Ausweg haben Sie gefunden? Was ist Ihr Rath?«

»Ich sagte vorhin,« antwortete Schwedenborg, »daß es zwischen dem Seher und der Person, die seine Kunst in Anspruch nimmt, keine Mittelsperson geben darf, ich muß jedoch hinzusetzen, daß es dabei gleichgiltig ist, ob der Seher jene Person kennt oder nicht.«

»Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Assessor,« bemerkte die Gräfin Fuchs.

»Angenommen, gnädige Gräfin, Sie nähmen persönlich meine Dienste in Anspruch, so bin ich im Stande, Ihnen

zu willfahren, wenn ich auch nicht wüßte, wer Sie sind, wie Sie heißen u. s. w.«

»Sie kennen aber jene hohe Dame bereits . . .«

»Das ist wahr, ich kenne sie . . . allein wenn die hohe Dame es wünscht, so bin ich bereit, sie nicht zu kennen . . .«

»Das heißt, Herr Assessor . . .«

»Das heißt wir wählen den Ausweg eines Incognito. Sie wissen, gnädige Frau, daß jene hohe Dame einen Spazirritt ins Freie zu ihren Lieblingsvergnügungen zählt. Eine Amazone zu Pferde, macht sie ob ihrer Kühnheit oft die Umgebung und noch öfter ihren hohen Gemal, der sie anbetet, für ihr theures Leben zittern. Es ist mir bekannt, daß die hohe Frau sich oft zu Pferde nach einer oder der anderen der Umgebungen Wiens begibt, um dort zu frühstücken, bei welchen Gelegenheiten sie es auch nicht verschmäht, den Caffee bei Privatleuten einzunehmen. Diese Lockerung der Etikette verfehlt nicht, viel von sich reden zu machen, allein sie wirkt in gewisser Beziehung wohlthätig. Auch wir können davon Gebrauch machen, ich bedarf nichts als die Einwilligung jener hohen Dame und es soll meine Sorge sein, daß Sie mich bei einem der nächsten Spazirritte treffe. Um Sie, gnädige Frau, im Vorhinein über Alles zu beruhigen, und um bei Ihnen jede Bedenklichkeit zu beseitigen, erkläre ich als Cavalier, der am Hofe seines Souverains ein gern gesehener Gast ist, daß ich gegenüber der hohen Dame mit keiner Silbe verrathen will, ihren ausgezeichneten Rang zu kennen. Wenn es ihr zum Exempel belieben sollte, mir gegenüber für eine Gräfin von Falkenstein zu gelten, so soll das Incognito durch mich nicht im Entferntesten verletzt werden.«

Während Schwedenborg sprach, erwog die Gräfin Fuchs den ihr gemachten Vorschlag und erwiederte, als jener zu Ende kam:

»Es sei, Herr Assessor! Ich will's versuchen, die hohe Dame für Ihren Vorschlag günstig zu stimmen; läßt sie sich zu dem Incognito herbei, so erwarte ich, Sie bei einem der nächsten Spazirritte auf unserem Wege zu treffen — weigert sie sich, dann sei die Unterhandlung, die wir heute gepflogen, vergessen, in beiden Fällen jedoch ist Ihre Discretion unerläßlich, und ich bitte im Voraus, meiner Erkenntlichkeit versichert zu sein.«

Die Obersthofmeisterin erhob sich vom Sitz, grüßte freundlich, nahm den Handkuß des galanten Assessors entgegen und verließ das Gemach.

. . . .

. . . .

Als Schwedenborg der Entfernung der Gräfin sicher war, öffnete er die verborgene Tapetenthür, um den kaiserlichen Leibarzt aus seinem Verstecke zu befreien.

»Nun, Herr Doctor,« sagte er mit der Ruhe eines Siegers, jedoch ohne Ironie, zu ihm, »haben Sie die Unterhaltung mit angehört?«

»Sie sehen mich auf's Höchste erstaunt, Herr Assessor . . .«

»Meinen Sie nun noch, daß ich in Wien Unannehmlichkeiten zu befürchten habe?«

»Bei derlei Verbindungen ist dies freilich weniger zu befürchten; Bedachtsamkeit ist indessen niemals überflüssig . . .«

»Bedachtsamkeit und vor Allem Verschwiegenheit, wohl gemerkt, Herr Doctor, was ich sage, Verschwiegenheit!

Meine Unterhaltung mit der Gräfin Fuchs ging unter vier Augen vor sich, ich zähle jedoch darauf, daß das dritte Ohrenpaar, welches sie mit anhörte, keine Zunge finden wird, um an ihr zum Verräther zu werden.«

Van Swieten betheuerte die strengste Verschwiegenheit und begann nun ebenfalls sich von Schwedenborg zu verabschieden.

Er entfernte sich in einem Zustande des Zweifels und der vollkommensten Unsicherheit. Er war gekommen mit der Ueberzeugung, einen Charlatan zu treffen, und als er fortging, ließ er einen Mann zurück, den er nicht begriff, dessen Geheimnisse er nicht zu durchschauen vermochte, für dessen Wunder er keinen Schlüssel fand — einen Mann, dem er nicht nur Achtung, sondern auch Bewunderung zollen mußte.

So wie aller Welt, war Schwedenborg auch ihm ein — Räthsel.

XII.

Eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt.

Wie die aufgehende Sonne den jungen Tag, so verschönt und verklärt die Liebe das junge Leben.

Was der Morgen Reizendes und Herrliches besitzt, es tritt erst hervor, wenn der Sonne Gold es beleuchtet, wenn der Sonne Feuer es erwärmt.

Ihr habt vielleicht schon von der sinnigen Mythe erzählen hören, wie die Urmutter der Menschheit, bevor sie, von dem Herrn der Welt verdammt, aus dem Paradiese ging, dort eine Rose pflückte und mit sich nahm, wodurch die Liebe

in die Welt kam, eine Blume aus dem Paradiese verpflanzt in die Herzen der sündigen Menschen; ein Gefühl, dessen himmlische Abkunft sich schon darin kund gibt, daß es die Brust des Gesegneten eben so mit Wonne erfüllt, wie die des Verfluchten.

Soll ich Euch erzählen von der Macht, von dem Glücke, von der Seligkeit der Liebe?

Ihr kennt sie, es ist keine und keiner unter Euch, die nicht schon den süßesten Zauber der Paradiesblume empfunden hätten; wo lebt der Mensch, der nicht geliebt? und wenn er lebt, wer beneidet ihn darum?

Erinnert Euch der Urgeschichte der ersten Menschen und Ihr werdet finden, daß die Liebe zuerst in die Welt kam, nach ihr der Neid, dann der Haß und die anderen bösen Leidenschaften.

Die Liebe ist die einzige alte Geschichte, die ewig neu bleibt — sie ist die Bestimmung des Menschen, und wer diese Bestimmung nicht erfüllt, für den wär es schier besser, er wär' gar nicht geboren worden.

Und dieses Gefühl, diese Seligkeit war auch in den Kelch der weißen Rose, in den Busen Roswitha's eingezogen, sie war eingezogen in aller Pracht, in aller Herrlichkeit, in aller Reinheit.

Wie eine geisterhafte Fürstin des Morgenlandes schaukelte sie ungesehen und ungehört daher, landete, steckte ihren Pfeil in den noch nie berührten Boden und sprach: »Ich nehme Besitz von dem neu erworbenen Reiche, im Namen der Unschuld, der Tugend, im Namen aller Seligkeiten dieser Erde, ich nehme Besitz davon für ewige Zeiten. Amen!«

»Amen, Amen!« wiederholten unsichtbare Echo's,

und wer die Stimmen der Geister zu unterscheiden vermöchte, hätte unfehlbar gewußt, woher jene Töne gekommen.

Roswitha, süße Herrin, so hat auch die Stunde deiner Seligkeit geschlagen, oh, danke dem Himmel, daß er sie so bald gesendet, denn mit der Liebe ist's, wie mit der Brunst, sie verzehrt den, der sie verschließt; je reiner das Herz, desto gewaltiger ist ihre Macht; soll die Liebe Seligkeiten spenden, so muß sie nach dem Spruche des Dichters, wie die Macht des Feuers gezähmt und bewacht werden.

Ihr lächelt ob des Begriffes, den eine »gezähmte Liebe« in Euch erweckt?

Thut es immerhin, aber befolgt den Rath, vergeßt nicht, daß das wohlthätigste Gestirn des Himmels, die Sonne, ohne welches wir nicht bestehen könnten, daß dieses Gestirn, wenn Ihr Euch vor seinem stechenden Strahle nicht verwahrt, Euch den Geist verwirrt und zum Wahnsinn bringt; wie erst die Liebe, deren Sitz im Herzen ist, im Herzen, diesem Tummelplatz der Leidenschaften; wie leicht kann es in der Ueberfülle seines Begehrens überströmen und Ihr würdet zu spät mit demselben Dichter rufen: »Wehe, wenn sie losgelassen!«

Glückliche Herrin von Frainspitz, glücklich, weil sie liebt, doppelt glücklich, weil der Gegenstand ihrer ersten Liebe ein würdiger ist, weil kein böser Geist mit dem jungen Herzen sein tückisch Spiel treibt, weil die Tugend sich zur Redlichkeit fand.

Roswitha von Werhotitz und Guido von Nedorost, sie liebten sich.

»So schnell?« werdet Ihr ungläubig rufen, »sie sahen sich doch kaum und lieben sich schon?«

Oh, spottet nicht, Ihr wißt's so gut wie wir, daß der Blitz vom Himmel fährt und zündet, Ihr wißt es eben so, daß auch das Auge seinen Blitz hat, und daß so wie aus der »Wolke« auch »aus dem Auge ohne Wahl, zuckt der Strahl.«

Sie sahen sich — zwei gleichgestimmte Seelen — zwei Töne, wie geschaffen, um in einen Accord zu verschmelzen. Der junge Mann hielt sie, indem er sie der Gefahr, erdrückt zu werden, entriß, an sein Herz gepreßt, er fühlte die süße Last in seinen Armen, sie fühlte das Pochen seines Herzens und sie sollten sich nicht lieben?

Hätten sie sich nicht geliebt, es wär' ein Wunder gewesen.

Wußten sie es bereits, kannten sie das Gefühl schon, welches sie durchwogte, jenen Sturm von aufgepeitschten Nectarwellen, der berauschenden Flüssigkeit, welche die Götter im Elysium tranken, bevor sie sich auf die Erde begaben, um irdisches Glück zu genießen?

Nein — nein — nein!

Sie wußten nichts — wie alle reinen Seelen, liebten sie, ohne es zu ahnen. Kein sterbliches Wesen wußte von dieser Liebe, sie hatten noch kein Wörtlein miteinander geredet, ja noch mehr, sie hatten sich einmal und seitdem nicht wieder gesehen und liebten sich dennoch, aber verborgen, verschlossen; ihr Gefühl war noch nicht aus dem heiligen Mysterium des Herzens an's profane Licht getreten, die Rose ruhte noch im grünen Knospenzelt, nur ein warmer Sonnentag, die Wände gingen auf und die Blume mußte sichtbar werden.

Der Tag, wo das junge Paar sich zum zweiten Male sehen und zum ersten Male sprechen sollte, rückte heran.

Herr Casimir von Werhotitz hatte dem Retter seines Kindes nicht nur herzlich gedankt, sondern ihn auch zu einem Besuche eingeladen.

Mehrere Tage lang zögerte Guido, der Einladung Folge zu leisten, seine Schüchternheit hielt ihn zurück, er fürchtete, vor Derjenigen zu erscheinen, mit der er sich unabläßig in Gedanken beschäftigte, und die bereits zum Ideal seines Herzens geworden war.

Endlich erlag die Schüchternheit der Macht der Sehnsucht, Guido machte von der erhaltenen Adresse Gebrauch.

Ein Zufall fügte es, daß die Wohnungen der jungen Leute fast nur durch die Breite des Glacis von einander getrennt waren — das Haus der von Nedorost'schen Erben stand in der Wollzeile und jenes der Frau Eva von Ammon, so hieß die alte Dame, bei welcher Herr von Werhotitz zu Gaste war, befand sich gleich am Anfange der Landstraße oberhalb der Elisabethinerinnen, welches Kloster der barmherzigen Frauen, von der Kaiserin Eleonora Magdalena, Gemalin Leopold I., Großmutter Maria Theresia's, dann von der Prinzessin Elisabeth, deren Tochter, gestiftet worden war *).

*) Die Kaiserin Eleonora Magdalena verschied zu Wien am 19. Jänner 1720 in ihrem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Zu Folge ihrer eigenen Verfügung wurde sie in der Ordenstracht d. Sclavinnen Marias, d. i. in einem weißen Habit, himmelblauen Scapulier und weißen Schleier, mit einer eisernen Kette um den Leib, woran ein Todtenkopf hing, in der kaiserlichen Gruft beigesetzt. Auf dem einfachen Sarge durfte — ihrem letzten Willen gemäß — blos die Inschrift gesetzt werden: »Eleonora Magdalena Theresia, arme Sünderin.« — Die Kaiserin Maria Theresia befahl, diesen Sarg mit einem anderen zu vertauschen.

Der junge Mann betrat nicht ohne Herzklopfen die Räume, welche das Glück genossen, die Geliebte seines Herzens zu beherbergen, er traf zuerst Frau von Ammon, die den Retter Roswitha's sogleich erkannte und mit einer Herzlichkeit empfing, als ob das Fräulein von Werhotitz ihr leiblich Kind gewesen wäre.

Auch der Edelherr äußerte unverholen seine Dankbarkeit, nur Roswitha hielt sich scheu im Hintergrunde und blieb schüchtern und wortarm.

Ach, mit welcher Sehnsucht hatte sie Guido erwartet, wie pochte ihr Herz, wenn sie fremde Schritte kommen hörte und nun, da er in Wirklichkeit da saß, wagte sie es kaum, ihn anzublicken und nahm keinen Antheil an der Unterhaltung, so daß ihr Vater und Frau von Ammon schier ärgerlich wurden über ihr anhaltendes Schweigen, welches deren Meinung nach fast geeignet war, einen etwas empfindlichen Gast, dem man sich überdies noch verpflichtet fühlte, zu verletzen.

Die guten Alten! Sie hielten für Hoffart, für Unfreundlichkeit, was ganz anderen Ursachen entsprang; Beide waren trotz ihres Alters in Dingen des Herzens so unerfahren, daß die Väter und alten Frauen von heute sie nur mitleidig belächeln werden.

Sprecht mir nicht von der Klugheit der heutigen Kinder, sondern von der Verschmitztheit der heutigen Eltern, tadelt mir nicht die frühreifen Erfahrungen gewisser Kinder, sondern die zu spät kommende Erkenntniß ihrer Eltern; man sage was man will, die Aepfel fallen nicht weit vom Stamme, und wenn sie es ja thun, so hat ein Wind sie aus deren Bereich getragen.

Frau von Ammon in der Naivität ihres Herzens zog

das Fräulein fast auffallend mit in die Unterhaltung und mehrte damit Roswitha's Verlegenheit — zur Erleichterung für sie richtete Guido seine Ansprache meistens an den Vater, wodurch ihr manches Erröthen erspart wurde.

Der Erfolg dieses ersten Besuches war, daß die Herren sich ein wenig kennen lernten und Guido die Familie auch in seine Wohnung lud, welcher seine Schwester, ein etwas bejahrtes Fräulein, vorstand.

Man schied — die Alten waren des Lobes voll über den jungen Mann, Roswitha sprach nichts, fühlte aber um so mehr.

Der Spruch, daß aller Anfang schwer sei, mag überall seine Geltung finden, nur in der Liebe nicht. Hier ist gerade der Anfang das Leichteste; man liebt sich ohne Mühe, ohne daß man's weiß; aber von diesem Anfang beginnen erst die Schwierigkeiten, die süßen Leiden, die Passionen und Stationen der Liebe, ohne Rast und ohne Ruhe.

Da ist vor Allem das Erkennen der Liebe erst bei sich, dann bei dem Gegenstande seiner Wahl, diesem folgt das erste Zeichen der Liebe, dann das erste Stammeln, das deutliche Geständniß, der erste Kuß, und so fort kommen die süßen Leidensstationen alle an die Reihe, wo man Weh und Wonne zugleich fühlt, wo man lachen möchte und weinen zugleich, wo Einem so wunderlich im Herzen ist, daß uns immer etwas fehlt, ohne daß uns was abgeht.

Bevor man der Einladung des jungen Mannes Folge leistete, ließ Frau von Ammon sich es angelegen sein, über die Familie von Nedorost Erkundigungen einzuziehen und erfuhr nur Ehrenhaftes, man durfte sich nicht scheuen, mit den braven Leuten in gesellschaftlichen Verkehr zu treten, und

man überließ sich dem Zuge, welchen der Vorfall im Komödienhause so erfolgreich angebahnt hatte.

Wechselseitige Besuche folgten rasch aufeinander, Guido's Schwester — Adelaide war ihr Name — gefiel dem Alten nicht minder wie ihr Bruder; das Fräulein zählte bereits vierzig Jahre, im Frühlinge ihres Alters fand sich keine passende Verbindung und jetzt, da sie an Jahren vorgeschritten war, verzichtete sie zu Gunsten ihres Bruders auf das eheliche Glück.

Die beiden Geschwister lebten in einer seltenen Eintracht und Guido behandelte die beinahe doppelt so alte Schwester mit so ausgezeichneter Achtung, wie wenn sie seine Mutter gewesen wäre.

Merkwürdiger Weise war es gerade dieses Fräulein, welches — obwohl es das Glück der Liebe nie empfunden hatte — ihren Bruder zuerst auf den Zustand seines Herzens aufmerksam machte.

Die Veränderung im Wesen Guido's fiel Adelaide auf, sie beobachtete ihn unbemerkt und entdeckte eine Seelenstimmung, die sie in einem französischen Buche auf's Getreueste geschildert gefunden hatte, und das war — Liebe.

Der Anleitung jenes Buches weiter folgend, entdeckte sie auch bald den Gegenstand seiner Neigung, ja noch mehr, sie erkannte sogar die Symptome der Gegenliebe bei Roswitha.

Um das Wohl ihres Bruders besorgt, widmete nun auch das Fräulein der befreundeten Familie eine größere Aufmerksamkeit und war von dem Ergebnisse so zufrieden gestellt, daß sie den Entschluß faßte, der Schüchternheit und der Unwissenheit der jungen Leute zu Hilfe zu kommen und ihren Bruder über seinen Zustand aufzuklären.

Dies geschah nun in einer so zarten, feinen Weise, daß Guido, ohne daß eigentlich davon gesprochen wurde, den Zustand seines Herzens kennen lernte.

Adelaide erzählte ihm aus dem Buche, welches sie jüngst gelesen, einen Schäferroman und bot ihm damit einen Spiegel, um darin seine eigenen Gefühle zu erkennen.

Diesem ersten Schritte folgte einige Tage später ein zweiter — das Fräulein bat den Bruder ihr zu vertrauen und ihr den Grund seiner Seelenunruhe, seines an die Stelle früherer Freudigkeit getretenen Ernstes mitzutheilen, und Guido gestand ihr seine Leidenschaft für das Fräulein von Werhotitz.

Adelaide munterte ihren Bruder auf der Geliebten das Geheimniß seines Herzens mitzutheilen und stieß dabei auf eine unüberwindliche Schüchternheit, welche sie erst durch eine List zu beseitigen vermochte.

Sie vertraute nämlich ihrem Bruder, wie es ihr genau bekannt sei, daß auch Roswitha ihn liebe, daß sie seiner Erklärung entgegen schmachte, daß es jedoch seine Würde als Mann erheische, das erste Wort zu sprechen, den ersten Schritt zu thun.

Guido überwand seine Schüchternheit und versprach, Roswitha bei nächster Gelegenheit seine Liebe zu entdecken.

Wie sich das begab, werden wir im nächsten Capitel erzählen.

XIII.

Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch Liebeserklärungen.

»Um das Rhinozeros zu sehen, beschlossen sie auszugehen.«

Im »Wiener Diarium,« so hieß damals die wöchentlich nur einmal erscheinende »Wiener Zeitung,« waren zwei »Avertissements« zu lesen.

Das eine rührte von einem gewissen Joseph Müllner her, welcher das »verehrungswürdige Publico« darauf aufmerksam machte, daß er im Freihause auf der Wieden eine Elektrisirmaschine zeige, deren »Kräftigkeit« zu probiren, Jedermänniglich frei stehe, gegen den Preis von so und so viel Kreuzern; das andere »Avertissement« machte auf ein höchst rares Thier aufmerksam, genannt das »Rhinozeros,« welches zwar in Afrika und India heimisch, dermalen aber unten auf dem Salzgries gegenüber der von »gemeiner Stadt Wien neuerbauten »Casarn« zu schauen war.

Und um dieses Rhinozeros zu sehen, beschlossen sie auszugehen.

Erschrecken Sie nicht, liebenswürdige Leserinnen und fürchten Sie ja nicht, daß unser Guido so ungeschickt sein werde, seine Liebeserklärung beim Rhinozeros zu machen.

Das Rhinozeros war ein Gelegenheitsmacher, allein in anderer Weise als Sie vielleicht im ersten Momente denken möchten.

Ja, um das »rare« Thier zu sehen gingen sie aus, aber weder Guido noch Roswitha waren dabei, sondern blos Frau von Ammon und Herr von Werhotitz.

Die weiße Rose blieb an diesem Tage zufällig zu Hause und während sie allein war, erschien Guido eben so zufällig — wir können es bei unserer Autorehre beschwören — zu Besuch.

Als der junge Mann eintrat und das Fräulein allein traf, erröthete er über und über, wurde verlegen und es fehlte nicht viel, so wäre er in der Angst seines Herzens umgekehrt, wenn er im Moment nur einen schicksamen Vorwand gefunden hätte; da dies jedoch zum Glücke nicht der Fall war, so blieb er und nahm den ihm gebotenen Platz an.

Manche unserer Leserinnen dürfte vielleicht geneigt sein, von dem jungen Manne in Folge seiner etwas zu großen Schüchternheit ein wenig günstiges Urtheil zu fällen, sie würden ihm aber groß Unrecht zufügen; was ihn so ängstlich machte, war einzig und allein die Furcht, das Fräulein, deren Zartsinn er kannte, zu verstimmen oder gar zu kränken.

Auf Guido's Frage, ob Herr von Werhotitz abwesend sei? antwortete Roswitha ausführlich und unbefangen.

»Ich mochte nicht mitgehen,« schloß sie ihre Erwiderung, »denn ich liebe Schauscenen nicht, wo wilde Thiere mit im Spiele sind; so zum Beispiel werde ich mich nie entschließen, die »Hetze« zu besuchen, trotzdem daß sie sich in der nächsten Nähe befindet.«

»So wie Sie denken unsere Wiener Frauen nicht,« bemerkte der junge Mann.

»Vielleicht weil sie von Jugend auf an dergleichen Schauspiele gewöhnt sind. Wir auf dem Lande, wir sind ge-

wohnt, den Stier an dem Pflug zu sehen, aber wir hetzen ihn nicht.«

»Es scheint Ihnen demnach in unserer Stadt nicht zu gefallen?«

»O, nicht doch! Wenn mir auch Einzelnes nicht zusagt, so weile ich doch recht gerne hier, ich fühle mich hier froh, heiter, glücklich.«

»Vielleicht gar so glücklich, daß Sie am Ende kein Verlangen tragen, nach Frainspitz zurückzukehren?«

Roswitha besann sich ein wenig und versetzte dann: »Wenn der Vater mich nicht verließe, so könnte ich hier fortwährend wohnen bleiben.«

»Ach,« rief der junge Mann fast begeistert aus, »wenn Sie sich dazu entschlössen!«

Dieser Ausruf geschah in einer Weise, daß man deutlich wahrnahm, das Gefühl habe sich der Zügel entledigt und sei über die Schüchternheit hinweggerast.

Roswitha blickte ihn lächelnd an, ihr trunkener Blick zeigte den Ausdruck unschuldiger Freude.

»Würde es Sie freuen, wenn ich hier bliebe?« fragte sie kleinlaut.

»Blos freuen? Das ist zu wenig, viel zu wenig! Ich würde selig sein!«

Die Röthe auf Roswitha's Wange steigerte sich zur Purpurfarbe, sie senkte schämig die Wimper und lispelte: »Sie sagen dies wohl nur, um mir eine Freude zu machen!«

Arme weiße Rose, sie ahnte gar nicht, daß sie sich mit diesen Worten ganz und gar verrieth, auch ihr Herz wogte in Aufregung und riß sie mit sich fort.

»Ich sage dies,« entgegnete Guido, »weil es wahr ist,

und wenn die Wahrheit Ihnen und mir Seligkeit bereitet, o, dann säumen Sie nicht, vollziehen Sie was Sie gesagt —«

»Mein Gott — was sprach ich denn?«

»Bleiben Sie hier.«

»Welch' ein Begehren! Was würde der Vater sagen, wenn ich ihm plötzlich zumuthete, Wien nicht mehr zu verlassen? Warum dies? würde er fragen.«

Diese Frage mußte beantwortet werden, das fühlte der junge Mann und er säumte auch nicht, es zu thun.

»Wie Sie mir erzählten, Fräulein Roswitha, war Ihre selige Mutter eine Wienerin.«

»So ist es, Herr von Nedorost.«

»Sie fuhr von hier nach Frainspitz, um dort einen alten Onkel zu besuchen und kehrte nicht wieder in ihre Vaterstadt zurück.«

»Weil Sie sich dort mit meinem Vater vermälte!«

»Ganz recht, der Grund ist wichtig — nicht wahr? Wie nun, wenn auch Sie hier in Wien sich vermälen würden?«

Das Fräulein erglühte.

»Oh, ihr Heiligen des Himmels, welch ein Ungeschick!«

Der junge Herr redet schon vom »Vermälen« ohne nur Ein Wörtlein von Liebe gesprochen zu haben.

Seit der Sündflut ist noch kein Liebewerber so mit der Thüre, oder richtiger gesprochen, mit der Ehe ins Haus gefallen.

Roswitha wußte in der Thal nicht, was sie auf diese Rede erwidern solle?

Die natürlichste Antwort ihrerseits wäre wohl die Frage gewesen: »Du, lieber Himmel, mit wem soll ich mich denn

vermälen?« aber das Fräulein mied diese Antwort, es lag etwas darin, was sie verletzte; sie glaubte daher am klügsten zu thun, wenn sie das indirecte Project bei Seite schob, indem sie sagte: »Sie sprechen von Dingen, an die weder ich noch mein Vater je gedacht haben.«

Darauf entgegnete der junge Mann so ziemlich treffend: »Wenn man auch an eine Sache noch nie gedacht hat, so folgt daraus nicht, daß man an sie gar nie kommen sollte — so denke ich — daß — Sie — Ihr Herr Vater — —«

Er konnte nicht weiter. Das Schifflein war aufgefahren und saß fest.

Die unbetheiligten Leserinnen mögen diese Situation vielleicht komisch finden, in Wirklichkeit aber war sie es nicht.

Roswitha bebte leise und suchte vergebens sich der Verlegenheit zu entreißen und Guido machte unglaubliche Anstrengungen, um zum Ziele zu gelangen — es stand jedoch im Buche des Schicksals geschrieben, daß er dies zwar erreichen sollte, aber nicht mit Hilfe seiner Rede, sondern durch eine einfache zufällige Bewegung.

Während der kurzen beiderseitigen Beklemmung, welche dem Stocken des jungen Mannes folgte, wendete sich Roswitha gegen den Tisch, wo sie, offenbar um ihre Verlegenheit zu verbergen, nach irgend einem Gegenstande suchte. Bei dieser Bewegung strich ihre Hand an Guido vorüber, jedoch so langsam, daß er Zeit gewann sie rasch zu fassen und an seine Lippen zu führen.

Das Fräulein bestrebte sich, dem jungen Manne die Hand sanft zu entziehen, dieser hielt sie fest, gab jedoch ihrer Bewegung nach und kam — bevor die Jungfrau sich's versah, vor ihr auf den Knien zu liegen.

»Herr von Nedorost!« rief Roswitha, zitternd vor Wonne und Bangen.

»Fräulein,« fuhr er drängend fort, »Sie sehen mich an dem Platze, den ich nie mehr verlassen möchte, weil er mich zu glücklich macht. Oh, gönnen Sie mir in dieser Stellung, die dem Huldigenden ziemt, zu verbleiben!«

Und er bedeckte ihre Hand mit Küssen, dabei glühten seine Augen von Liebe und sein ganzes Gefühl sprach aus seinen Blicken.

»Guido,« flehte Roswitha, »stehen Sie auf.«

»O, lassen Sie mich, zürnen Sie mir nicht, wenn ich, dem Drange meines Herzens folgend, Ihnen gestehe, daß ich Sie liebe, von ganzer Seele liebe.«

Die Jungfrau antwortete nicht; aber sie neigte sich zu ihm hinab, so daß ihre Schläfe an den seinen zu ruhen kamen und so blieben Beide eine Weile ruhen, wortlos aber glücklich.

»Roswitha,« lispelte Guido, »sprechen Sie doch auch, nur ein Wörtlein der Liebe lassen Sie mich hören, Sie machen mich damit zum Glücklichsten aller Sterblichen.«

»Was soll ich Ihnen sagen, Guido? Was wünschen Sie, daß ich sprechen soll? Können Worte Sie glücklicher machen, als das Pochen meines Herzens, welches Sie ob seiner Heftigkeit hören und fühlen müssen? Wird das Wort Sie mehr überzeugen, als mein Blick, meine Glut, die Erregung meines ganzen Wesens?«

»Sie lieben mich, Roswitha?«

»Ob ich Sie liebe? Ich weiß es nicht! Aber daß in Ihrer Gegenwart meine Brust vor Wonne zittert, daß in Ihrer Abwesenheit meine Seele nie bei mir, sondern immer

nur dort weilt, wo Sie sich befinden, daß ich ohne Sie nicht mehr leben möchte, nicht mehr leben könnte, das weiß ich, das weiß auch Gott, vor dem mein ganzes Wesen offen liegt, so wie immer ohne Hehl und ohne Falsch. Wenn das Liebe ist, dann liebe ich Sie, Guido, dann werde ich Sie auch immer lieben, denn mein Herz ist voll von dieser Liebe.«

»Ja, Roswitha,« rief der junge Mann trunken vor Entzücken, »was Sie fühlen, ist Liebe, ist wahre, innige Liebe, so wie die meine. Unsere Herzen werden von dem nämlichen Gefühle beseelt, der Himmel hat es zu unserem Glücke dahin verpflanzt und uns liegt es ob, die süße Blume zu pflegen, daß sie fortblühe durchs ganze Leben und noch über dasselbe hinaus. Wir lieben uns! In diesen drei Worten liegt eine Welt von Seligkeit, ein Paradies!«

Und seinen Arm um den Nacken der Jungfrau schlingend, zog er sie sanft an sich und drückte einen Kuß auf ihre Marmorstirne, so glühend und doch so keusch wie noch nie ein erster Kuß gespendet und empfangen worden war.

In dieser Umarmung blieb Roswitha einen Moment, dann hob sie den Geliebten zu sich empor, erwiederte seinen Kuß und lispelte:

»Ach Guido, besäße ich alle Schätze der Erde, ich gäbe sie für ein Atom der Seligkeit, wie ich sie jetzt empfinde!«

. . . .

Sie waren glücklich.

Wem von Beiden wurde ein größeres Glück zu Theil?

Wer kann sich vermessen, diese Frage entschieden zu beantworten.

Legte man sie als Preisfrage einem Liebeshof zur Ent-

scheidung vor, er könnte nur im Allgemeinen darauf antworten, daß bei zwei Liebenden derjenige Theil glücklicher, dessen Liebe eine glühendere ist — für diese Temperatur ist aber noch kein Wärmezeiger erfunden und weder der Deutsche Fahrenheit, noch der Franzose Réaumur haben ihre Messer so weit vervollkommnet, um diese Aufgabe physisch lösen zu können.

Doch ob mehr oder weniger, sie waren glücklich!

Gönnen wir ihnen die wenigen Stunden — schon pocht ein unerwarteter Gast an der Pforte.

»Hollah, aufgemacht!«

»Was gibt's? was begehrt Ihr? was bringt Ihr? wer seid Ihr?«

»Was es gibt? — Böse Menschen gibt es!«

»Was ich begehre? — Eure Freude!«

»Was ich bringe? — Gram und Kummer!«

»Wer ich bin? Seht mich an und Ihr werdet es wissen, ich bin das — Unglück!«

XIV.

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Der liebe Gott hat noch nirgends eine Kirche entstehen lassen, wo der Teufel daneben nicht seine Capelle gebaut hätte.

Im Komödienhause nächst dem Kärntnerthore war es, wo die Liebe einzog in das Herz Roswitha's und der Bau des Liebestempels begann, und zur selben Stunde und an dem nämlichen Orte war es, wo diese Leidenschaft auch in einem anderen Herzen sich niederließ und der Bau einer Götzenca-

pelle anfing, so daß Tempel und Capelle gleichzeitig vollendet dastanden.

Auch Ludmilla Prokop, in Wien das Fräulein von Schwerin genannt, liebte — sie liebte ebenfalls Guido von Nedorost.

Liebe dort, Liebe hier; wie ist es möglich, so werdet Ihr fragen, daß die Liebe dort einen Tempel, hier eine Götzencapelle baut? wie ist es denkbar, daß ein und das nämliche Gefühl zwei so verschiedene Wirkungen hervorbringt?

Wir wollen Euch diese Frage kurz beantworten.

Nehmt den reinsten, köstlichsten Nectar und gießt ihn zu gleichen Theilen in zwei Gefäße, deren eines nur rein ist, und Ihr werdet nach wenigen Tagen in dem andern eine gebrochene dicke Jauche finden, während der Wein in dem reinen Gefäße noch immer perlt und schäumt und von Tag zu Tag, von Monat zu Monat an Geist und Güte gewinnt.

So auch ist's mit der Liebe. — In einem reinen Herzen bleibt sie Liebe, im unreinen wird sie zur wilden Leidenschaft, zum Pfuhl, — dort wölbt sich ein Tempel um sie, hier die Capelle eines Götzen — dort wie hier bringt man Opfer, aber Ihr habt schon in dem Buche der Bücher gelesen, daß nicht von jedem Opferaltar der Rauch lieblich zum Himmel steigt und weil das Opfer Abels vor dem Herrn mehr Wohlgefallen fand, wie jenes Kains, hat der Bruder den Bruder erschlagen.

. . . .

Die Liebe in Ludmilla's Brust hatte sich rasch zur Leidenschaft gesteigert, angefacht von dem Windzuge der Eifersucht wuchs die Flamme zum gefährlichen Brande heran.

Ihre Lage war eine peinvolle; sie liebte, sie kannte den

Gegenstand ihrer Liebe, wußte aber auch, daß er für eine Andere glühe.

Auch über ihre Nebenbuhlerin war sie bereits unterrichtet, Herr Rudolf leistete ihr den Liebesdienst eines Kundschafters und rapportirte punctuel, was er erfuhr, oder selbst bemerkte.

Ludmilla kannte bereits das freundschaftliche Verhältniß, wie es sich in kurzer Zeit zwischen beiden Familien herangebildet hatte; dies vergrößerte ihre Qual und mit der Qual mehrte sich ihre Liebe. Glühende Liebe, tobende Eifersucht füllten ihre Brust und lechzten nach Befriedigung.

In diesem trübseligen Zustande finden wir sie in ihrer eleganten Wohnung am Graben, in der ersten Etage im Hause »bei der Felbermayerin« genannt, neben dem Fraisingerhofe *).

Der Zufall ist uns günstig, wir langen mit Herrn Rudolf zugleich bei dem Fräulein von Schwerin an und haben Gelegenheit, ein Gespräch zu belauschen, welches für uns eben so wichtig als interessant ist.

Der schlaue Kammerdiener war kaum eingetreten, so rief ihm Ludmilla schon zu:

»Ach, Herr Rudolf, Sie sind es! Kommen Sie schnell, setzen Sie sich und erzählen Sie.«

Der steife Ex-Grenadier ließ sich nieder und sagte:

»Fräulein, ich komme so eben vom Posten, den ich vor dem Standquartier derer von Werhotitz eingenommen und habe von einem Avancement des jungen von Nedorost zu rapportiren. Die Alten waren nämlich, wie ich glücklich er-

*) Nach der damaligen Numerirung trug der Fraisingerhof die Nummer 697 und das Haus bei der Falbermayerin die Nummer 696

spionirt, nach dem Salzgries marschirt, um dort für Geld eine wilde Bestie zu admiriren, während dem ist der junge Gauch bei dem Fräulein eingerückt.«

»Wie,« rief Ludmilla leidenschaftlich, »er war dort, während die Alten . . .?«

»Absent waren,« fiel ihr der Steife in die Rede, »er war dort und blieb im Losament bis sie wieder vom Spectakel heimkehrten, der Kohlmäuser scheint mir ein großer Pfifficus zu sein und wenn auch noch nicht pfiffig, schlauch ist er gewiß.«

Das Fräulein von Schwerin zerknitterte die Stickerei ihres Tuches, drückte die Stirne in die flache Hand und es fehlte nur ein Geringes, so hätten Thränen der Wuth ihre Augen gefeuchtet.

Rudolf schüttelte den Kopf, wie jemand, der etwas sieht und nicht begreift, endlich unterbrach er die Stille und sagte:

»Gnädiges Fräulein, wollen Sie mir Dero Ohr leihen?«

»Was gibt es?« fragte Ludmilla schluchzend, »sprechen Sie!«

»Gnädigstes Fräulein, ich rühme mich keiner perfecten Eloquenz, kann daher nicht so sprechen, wie es diesmal vielleicht convenabel wäre, aber ich will's doch riskiren und bitte Sie, mich ruhig, ohne Präjudiz anzuhören. Seine Excellenz der Herr Graf von Löwenwalde geruhten bei meiner Rückkehr nach Wien zu mir zu sagen: »Rudolf, während das Fräulein von Schwerin allhier anwesend sein wird, enthebe ich Ihn von allen Verrichtungen bei meiner Person, damit er täglich bei dem Fräulein fürsprechen und ihr in allen Nöthen und Dürfnissen beistehen könne. Hat er mich begriffen?«

»Begriffen und verstanden, Excellenz! sagte ich, und habe nach echter Militär-Disciplin hochseinen Befehl vollzogen. Ich habe mich Dero Wünschen gefügt ohne nach dem »Weshalb?« oder »Warum?« zu forschen, ich habe immer gehorcht, sonst nichts. Was Sie über Herrn von Nedorost wissen wollten, erfuhren Sie durch meine Person, ich erspionirte die von Werhotitz, rapportirte jeden Marsch, jede Parade der jungen Leute, kurz Sie wußten Tag für Tag die Parole, wie sichs im Felde ziemt, wenn man als Vedette seiner Dienstpflicht genau den »Observationspuncten« *) nachkommen will. Nun aber observire ich zu meinem größten Leidwesen, daß es sich bei Ihnen nicht um eine bloße Neugierde handelt, wie einst bei unserer Mutter Eva, die uns mal à propos in die Erbsünde hinein gebissen hat, sondern daß hier etwas mehr als eine bloße Bagatelle zu Grunde liegt; dannenhero bin ich der unfürgreiflichen Idee, es wäre zweckdienlich, wenn Sie, gnädigstes und liebwerthestes Fräulein, Dero Herz vor mir aufthun möchten, denn um zu sehen, was der Soldat mit sich trägt, muß man seinen Tornister aufschnallen und visitiren. Solche Visitation ist aber often sehr nothwendig, weil Mancher was mit sich trägt, wozu er gekommen ist wie der Teufel zur armen Seel', nämlich durch fünf Finger und Einen Griff. Ich erlaube mir somit die Frage, welches Bewandtniß hat es zwischen Ihnen und den beiden Familien, warum interessiren Sie sich heimlich für jene und was wollen Sie aus dieser ganzen Conjunctur für eine Satisfaction ziehen? Bitte, gnädigstes Fräulein, antworten Sie mir.«

Ludmilla zögerte nicht, Herrn Rudolf zum Vertrauten ihres Kummers zu machen; Freude und Schmerz sehnen sich

*) Titel des damaligen Khevenhiller'schen Reglements.

nach Mittheilung, das Fräulein ergriff daher die dazu gebotene Gelegenheit.

»Ich will Ihnen,« antwortete sie, »meine Lage in wenigen Worten klar machen. Guido und Roswitha lieben sich.«

»O, das hatt' ich mir gleich auscalculirt, denn Gott sei Dank, ich bin sch . . . .«

Ludmilla unterbrach ihn: »Jene Liebe aber ist mein Unglück . . .«

»Ihr Unglück? Warum? Wegen was? Was hat jene Liebe mit dem Baron Trenk zu schaffen?«

»Wer denkt an den Baron?«

»Ei, gnädigstes Fräulein, Sie sollen an ihn denken, denn seinetwegen sind Sie ja in Wien.«

»Was liegt an dem Baron? Ich liebe Guido von Nedorost!«

Der Ex-Grenadier fuhr zusammen und blickte das Fräulein erstarrt an; dies zu merken, so weit hatte sich seine »Schlauchheit« nicht verstiegen.

»Sie — lieben — den — Guido?« stammelte er.

»Ja, Herr Rudolf, ich liebe ihn mit der ganzen Glut meiner Seele, mit der ganzen Leidenschaft, deren mein Herz fähig ist. Ich liebe ihn und er muß mein werden, und sollte ich für ihn Alles wagen.«

Rudolf schüttelte gravitätisch mißbilligend den Kopf und murmelte: »Das ist eine malitiöse Affaire! Liebwerthes Fräulein, haben Sie auch erwogen, was aus Dero Liebe Ihnen arriviren kann? Man hat Sie nach Wien transportirt . . .«

»Ich kam aus freier Wahl nach Wien,« fuhr Ludmilla zornig auf, »und will mich hier in meinem Thun und Lassen nicht beschränken lassen.«

»Ei, ei, wer redet von Beschränkung? Sie können thun und lassen, was Ihnen convenirt, aber Sie dürfen doch nicht aus Dero Aug' verlieren, wofür man Sie wie eine gräfliche Dame tractirt. Sie lieben Herrn von Nedorost, gut! Diese Liebe würde Ihnen Niemand verargen; aber Herr von Nedorost liebt eine Andere; Sie wollen ihn dennoch besitzen, das gibt einen Conflict, aus dem Conflict entsteht ein Scandal, dem Scandal folgt ein Justizfall, nicht beim Militär, sondern beim Civile, und Ihr falscher Name, Ihr falscher Stand ist entdeckt. Das falsche Fräulein wird auf den Pranger postirt und dann mit dem Staupbesen aus der Stadt hinaus tractirt. Das wären nicht einer, sondern gar viele Strichuli durch die Rechnung, wofür sich Ihre jetzigen Herren Protectores nicht sehr höflich bedanken würden.«

Die Einwendung des Kammerdieners fand insoferne Eingang bei Ludmilla, als sie die in Aussicht gestellte Gefahr in ihrer vollen Größe anerkannte; um jedoch die Stimme ihrer Leidenschaft zu betäuben, dazu war sie viel zu schwach; die Zeit, wo auch die Vernunft ihr Recht geltend machen konnte, war für diesen Fall bei Ludmilla vorüber, die Leidenschaft war zu mächtig geworden, sie war die allein gebietende, allein leitende Gewalt, und ihr wurde unbedingt gehorcht.

»Ich anerkenne Ihre Vorstellung,« antwortete sie dem Vertrauten mit Entschiedenheit, »ich übersehe die Gefahr nicht, wenn es zu einem Conflicte käme, ich kann aber trotzdem meine Absicht nicht aufgeben. Hören Sie, Herr Rudolf, ich kann nicht, und wenn sich das Fürchterliche, das Sie mir drohend in Aussicht stellten, bewahrheiten sollte, ich kann nicht, Guido muß mein werden . . .«

»Ei, gnädiges Fräulein,« versetzte der Ex-Grenadier,

»will das meuterische Herz gar keine Subordination mehr observiren? Das bringt Ihnen Ruin, sichern Ruin!«

»Ohne Guido gibt es für mich kein Glück mehr, was liegt mir an dem Ruin.«

»So warten Sie wenigstens, bis Sie den Zweck Ihres Hierseins erfüllt haben . . .«

»Bis Roswitha Guido's Gattin geworden? Nein, nein, ich darf nicht zögern. Die Zeit drängt, ich muß etwas beginnen, soll er für mich nicht auf immer verloren sein.«

»Was aber wollen Sie beginnen?«

»Noch weiß ich's nicht, ich fühle nur die höchste Nothwendigkeit, ohne mir des »Wie?« bewußt zu sein. Herr Rudolf, Sie rühmen sich der Schlauheit, Sie sind auch schlau, rathen Sie mir, helfen Sie mir. Abgesehen, daß Sie damit auch Ihrem Herrn dienen, werden Sie mich Ihnen hoch verpflichten; ich flehe Sie an, rathen Sie mir.«

Dem Kammerdiener war die Leidenschaftlichkeit Ludmilla's ein Räthsel.

»Meiner Treu,« sagte er, »ich kann mich gar nicht orientiren. Wär's Ihre erste Liebe, ich könnte Ihren Furor fassen, aber Sie haben doch schon zum Militari Inclinationen empfunden; es ist ja nicht das erste Mal, daß Sie lieben, woher also diese Furia und Rabia? Oder ist's eine Caprice?«

»Herr Rudolf, ich habe Sie um Rath gebeten und nicht um eine Untersuchung.«

»Sie wollen Rath; der ist leicht gefordert, aber schwer geleistet. Wenn's so leicht wäre, klugen Rath zu recrutiren, würde man in den Rathssaal so klug hinein wie heraus marschiren, was aber nicht immer arrivirt. Wohlan, lassen

Sie mich ein wenig nachstudiren, vielleicht erwische ich in meinem Gehirn eine gute Idee oder wenigstens den Marodeur einer guten Idea —«

Er versank in Nachdenken — das Auge des Fräulein von Schwerin blieb erwartungsvoll auf ihn gerichtet.

Nach einer Weile richtete sich der Schlauche hoch auf, er schien auf dem Sitze um einige Zoll länger zu werden. Ueber sein breites Antlitz ergoß es sich wie ein Sonnenaufgang.

»Liebwerthestes Fräulein,« begann er mit einem Lächeln, um das ihn die miserabelste der Grazien nicht beneidet hätte, »ich habe nicht vergebens speculirt. Ich hab' eine Basis gefunden, auf welcher ich meinen Calcul aufrichten kann, 's ist zwar nur eine Basis, aber im Militari ist's das Erste, was man braucht. Die Basis ist die Operationslinie, will man einen Krieg anfangen, muß man vor Allem eine linea operationis besitzen. Sie wollen nun mit dem Fräulein von Werhotitz Krieg anfangen, somit benöthigen Sie einer Basis und ich verschaffe Sie Ihnen.«

Ludmilla, auf's Höchste gespannt, rückte dem Ex-Grenadier näher und dieser fuhr fort:

»Ihre Position, gnädigstes Fräulein, ist folgende: Sie haben einen Feind vor sich, der eben im Begriffe ist, sich in ein verschanztes Lager zurückzuziehen. Dieses verschanzte Lager ist die Ehe. Sie wollen aber nicht, daß der Feind sich in diesem Lager salvire, Sie müssen daher so operiren, daß Sie ihn, bevor er das feste Lager erreicht, davon abschneiden. Ist dieses geschehen, so müssen Sie sich mit ganzer Trupp auf das Lager werfen und es erobern, wobei es sich aber von selbsten versteht, daß die dortige Besatzung — das ist der Herr von Nedorost — nicht über die Klinge springt, sondern

gefangen genommen und geheirathet wird. Nun, was sagen Sie zu dieser Operationsbasis? Bin ich schlauch?«

»Ihre Basis, wie Sie's nennen, ist gut,« erwiederte das Fräulein von Schwerin in noch immer unbefriedigter Erwartung, »aber wie dies Alles ausführen? Mir scheint es nicht so leicht auszuführen, was Sie ersonnen.«

»Mit Tapferkeit, List und Promptitüde kann man jedes Manöver ausführen, vorausgesetzt, daß das Geniewesen und die Constabler sich keine Negligenz zu Schulden kommen lassen. Das Genie werd' ich repräsentiren, die Rumorwache, die Stuck und die Haufnitzen — und Sie, gnädigstes Fräulein, werden den Feuerstreich abwarten und dann erst in die Position marschiren um Victori zu blasen.«

Nach dieser mit Begeisterung gesprochenen Rede begann der Vertraute die Auseinandersetzung seines Feldzugsplanes, der — wir wollen es nur rund heraus gestehen — den vollen Beifall des Fräulein von Schwerin erntete.

Wie weit dieser Plan ging und wie er in Scene gesetzt wurde, werden unsere Leser nur zu bald erfahren.

Arme Roswitha! — Armer Guido!

Ihr ahnet nicht das gefährliche Geschoß, welches der böseste Wille, die gefährlichste Leidenschaft gegen Euch richtete; Ihr liebt und seid in dieser Liebe glücklich, Ihr denket nicht der Eifersucht, jener schrecklichen Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

XV.

Der Baron Trenk in der Falle.

Oberst Trenk war ein Gefangener, er befand sich zwar noch immer in seiner Wohnung, aber doch gefangen.

Eine Schildwache hütete ihn, er durfte seine Gemächer nicht verlassen.

Der Löwe in der Falle, würden wir sagen, wenn Baron Trenk auch die schönen Eigenschaften des Königs der Thiere sein genannt hätte, dem aber war nicht so, er besaß nur die schlimmen.

Und wie war er in diese Falle gerathen?

Er wußte sich von Feinden bedroht, es mußte ihm bekannt sein, daß sie nur auf den Moment lauerten, wo er eine Blöße geben würde, er war gewarnt und ließ sich doch von seinem Temperamente hinreißen und stürzte sich auf eine unverzeihliche Weise in die Arme des Verderbens.

Trenk war ein Gefangener und seine Feinde hatten um so freieres Spiel. Weder sein durch Jahre für ihn beschäftigter Agent, Leber war sein Name, noch sein Advocat, Gerhauer geheißen, vermochten in diesem Momente etwas für ihn zu thun, es wurde ein eigenes Gericht zusammen gesetzt, vor welchem der Panduren-Obrist erscheinen sollte, um sich gegenüber den auf ihm lastenden Anklagen zu vertheidigen.

Das war jedoch noch nicht Alles; da Baron Trenk gefangen und in einen Proceß verwickelt war, so wurden seine Güter unter Sequester gestellt und Graf Löwenwalde wußte es so klug anzufädeln, daß er nicht nur zum Präsidenten des angeordneten Militärgerichtes, sondern auch zum Sequester des Trenk'schen Vermögens ernannt wurde.

Dagegen protestirte nun der Pandurenobrist auf's Heftigste, denn der genannte Graf gehörte zu seinen erbittertsten Feinden und zwar wegen eines scandalösen Vorfalles, der beiläufig vor einem Jahre stattfand.

Als nämlich Baron Trenk nach dem Kampfe bei Kollin, von seiner Fußwunde nur dürftig genesen, in Wien

einzog und bei Hofe mit allen Ehren empfangen wurde, kam er auch in die Apartements des Prinzen Carl, um sich bei diesem, seinem geliebten Feldherrn, zu präsentiren.

In der Antichambre hatte er das Unglück, den Grafen Löwenwalde zu treffen, gerieth mit ihm in einen Wortwechsel und drohte ihm mit einem beschimpfenden Fußtritte.

Der Graf nahm sich die Beleidigung ad notam und Trenk sollte Ursache bekommen, seine unglaubliche Heftigkeit auf's Bitterste zu bereuen.

Der von ihm beschimpfte Graf wurde trotz aller Protestation zu seinem Richter und Sequester bestellt.

Um die Zahl der Kläger zu vermehren und den Proceß anschwellen zu lassen, erschien im »Wiener Diarium« ein Avertissement: »alle Diejenigen, welche wider den Trenk etwas zu klagen hätten, sollten sich melden und täglich, so lange der Proceß dauert, Einen Ducaten Diäten empfangen.«

Diese Diäten wurden aus dem Trenk'schen Vermögen bezahlt; es ereignete sich demnach das Unglaubliche, daß der Pandurenobrist für die eigenen Ankläger Diäten bezahlen mußte, bevor er noch schuldig befunden und verurtheilt wurde.

Daß die Aufforderung in der Zeitung nicht ohne Erfolg blieb, läßt sich leicht denken.

Die Zahl der Kläger erreichte bald die Höhe von Vier und fünfzig und so wenig Theilnahme das Schicksal des Pandurenobristen überhaupt zu erwecken im Stande ist, so muß doch der Wahrheit getreu bekannt werden, daß zwei Drittel von ihnen würdige Candidaten des Prangers und Staupbesens waren.

Zur Characteristik dieses merkwürdigen Processes müs-

sen wir schon jetzt bemerken, daß die Summe der an die Kläger ausbezahlten Diäten 15.000 Gulden betrug, ferner daß — wie sich's später herausstellte — die Zahl der in diesem Processe geschwornen offenbar »falschen Eide« sich auf vierzig belief.

Alle gegen Trenk schon früher erhobenen und von dem Feldmarschall Cordua ein Jahr vorher beseitigten Anklagen wurden erneuert und durch weitere Beschwerdnisse vermehrt.

Der Pandurenobrist Baron Trenk wurde demnach angeklagt der Freigeisterei, des Atheismus, der Un- und Nothzucht, des Kirchenraubes, der ungestraften Excessen seiner Panduren, der Grausamkeiten und Plünderungen, des unerlaubten Ansammelns von Reichthümern, vermuthlich, um in Slavonien ein gefährlicher Rebell zu werden; der ungerechten und eigenmächtigen Cassation ihm unterstandener Officiere; weiters wurde Trenk beschuldigt, er habe Priester geprügelt, Kelche und Rosenkränze von seinen Leuten gekauft und eingeschmolzen, er habe Uebelthäter aus klösterlichen Freistätten gerissen, habe einem gewissen Panduren Paul Diak — die Leser erinnern sich wohl noch dieses Namens — tausend Stockstreiche geben lassen und dieser sei unter den Prügeln todt geblieben; ferner wurde er beinzichtiget der gewaltthätigen Mißhandlung einer schlesischen Müllerstochter; endlich legte man ihm zur Last, daß die Schlacht bei Sorr durch seine Schuld verloren gegangen sei; daß er den König von Preußen beim Ueberfall des Lagers in seinem eigenen Zelte gefangen genommen und gegen ein beträchtliches Lösegeld wieder freigelassen habe u. s. w. u. s. w.

Um von dem Fanatismus, mit welchem damals gegen den Pandurenobrist in Wien agitirt wurde, eine Vorstellung zu bekommen, verdient erwähnt zu werden, daß die

Abscheulichkeit seiner Feinde so weit ging, den Verdacht zu verbreiten, als habe Trenk einen damals vielbesprochenen »Raubmord« an einer Trödlerin verübt.

Zum Glücke für den Baron wurde der Thäter entdeckt und gerädert, was dieser niederträchtigen Verleumdung ein Ende machte.

Wie man übrigens mit dem Trenk'schen Vermögen verfuhr, davon möge nachstehender Vorfall Zeugniß geben.

Im Jahre 1743 war Baron Trenk beim Baron Pejaczewich zu Tische geladen.

Unter den Gästen befand sich auch ein sicherer Baron Schygrai, ein einfältiger Bettelbaron, den man zu Tische lud, um einen Sündenbock für Neckereien zu haben.

Während der Tafel kam die Rede auf syrmischen Sliwowiza (Zwetschkenbranntwein) und Trenk behauptete im Scherze, daß auf seinen Gütern jährlich für 30.000 Gulden Sliwowiza aus Kuhdünger gebrannt würde.

Schygrai nahm dies für Ernst und bat Trenk, er möge ihn diese Kunst lehren.

Trenk versprach dies.

Baron Pejaczewich trieb den Scherz noch weiter und sagte, er sei bereit, dem Herrn Baron Schygrai zu diesem Behufe 30.000 Fuhren Dünger anzuweisen.

Damit erklärte sich nun dieser vollkommen zufrieden, allein mit dem Dünger war's nicht abgethan, man mußte auch Holz haben und woher es nehmen? Ohne Holz kann man doch keinen Branntwein brennen.

Um den Scherz noch mehr zuzuspitzen, rief Trenk: »Ich geb' Ihnen die nöthigen 30.000 Klafter Holz dazu.«

Schygrai war ganz glücklich und bat den Pandurenchef, ihm sein Versprechen auch schriftlich zu geben.

Trenk schrieb nun wirklich ein Billet, welches wie folgt, lautete:

»Ich Endesgefertigter bevollmächtige hiemit und erlaube dem Baron Schygrai, daß er sich im Walde »Tscherna hora« dürfe unentgeldlich 30.000 Klafter Holz gegen diese meine Anweisung schlagen lassen.« »Trenk.«

Der Witz dieser Anweisung bestand darin, daß der genannte Wald sich jenseits des Sauflusses, mithin auf türkischem Gebiete befand, Trenk verschenkte somit etwas, was ihm nicht gehörte und sein Scherz hatte ganz denselben Sinn, wie man zum Beispiel in Wien zu sagen pflegt: »Ich schenke Dir den Trattnerhof sammt Zugehör!«

Einige Jahre lang machte Baron Schygrai von der Trenk'schen Anweisung keinen Gebrauch, kaum aber drang die Kunde von des Barons Unglück zu ihm, so erschien er in Wien und machte seine Ansprüche geltend.

Der Hofkriegsrath sprach das Urtheil, »daß die Trenk'sche Massa dem Baron Schygrai per Klafter 1 fl. 30 kr., folglich 45.000 Gulden sammt Kosten und Gerichtsaufwand zahlen sollte.«

Dieses merkwürdige Urtheil wurde auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin cassirt, der zum Glücke noch zeitlich genug kam, bevor das Geld ausbezahlt worden war.

Das über Trenk zusammengesetzte Gericht, dessen Präsident, wie bereits erwähnt, Graf Löwenwalde war, hielt seine Sitzungen im vierten Stockwerke des Hofkriegsraths-Gebäudes am »Hof,« und der Obrist fuhr jedesmal, wenn ein Verhör stattfand, unter Begleitung eines Officiers dahin.

Die Lage Trenks war wohl eine mißliche, ohne daß sie indessen bis jetzt die Grenze der Gefahr erreicht hätte.

Außer der anerkannten Milde der Kaiserin, die seine Verdienste stets im Auge behielt, erfreute er sich auch der Gunst des Kaisers Franz und dessen Bruders, des Prinzen Carl von Lothringen, unter dessen Commando Trenk gefochten und Ruhm und Ehre erworben hatte.

Die Anhänglichkeit, die jeder Soldat für einen talentreichen Führer fühlt, beseelte auch den Baron Trenk; er liebte und verehrte in dem Prinzen seinen Feldherrn und Wohlthäter.

Dies vorausgesetzt, werden die Leser die folgende Scene begreifen.

Der Obrist hatte bereits neun Verhöre bestanden und sich, so gut er's vermochte, gegen jeden der Anklagepuncte vertheidigt.

Bei der zehnten Inquisitions-Commission sollte sich Trenk gegen die Beschuldigung vertheidigen, daß die Schlacht bei Sorr durch seine Schuld verloren gegangen sei.

Im September 1745 hatte sich der König von Preußen, durch Detachirung ganzer Corps nach Sachsen, Schlesien und Böhmen so geschwächt, daß seine Hauptarmee bei Sorr nur aus 26.000 Mann bestand. Das erfuhr Prinz Carl und beschloß die Preußen zu überfallen.

General Nadasdy und Obrist Trenk, die Befehlshaber der leichten Truppen, erhielten die Weisung, das feindliche Lager im Rücken anzugreifen, während der Prinz die Armee in der Front attaquirte.

Die Panduren überfielen das Lager, da es aber hier viel zu plündern gab, so verweilten sie länger als ersprießlich und der Preußenkönig, als man ihm hiervon die Nachricht überbrachte, sagte trocken: »Laßt sie nur gewähren, denn während sie plündern, geniren sie uns nicht!« Trenk griff zu spät an, die Bataille ging für die Oesterreicher verloren.

Baron Trenk wies vor der Commission die Anschuldigung des Zuspätkommens zurück.

»Ich habe,« sagte er, »Ihrer Majestät der Kaiserin durch fünf Jahre treu und mit Aufopferung meines Lebens gedient, ich habe während dieser Zeit Wälle mit dem Degen in der Faust erstiegen, hab' Bataillen gewonnen, mehr als 10,000 Feinde kriegsgefangen eingebracht und manche Million Kriegscontribution eingetrieben, dabei ist mir von meinen Vorgesetzten nie der Vorwurf der Lässigkeit oder Legerität gemacht worden. Daß der Angriff bei Sorr meinerseits etwas später geschah, als Seine Hoheit der Prinz anbefohlen, daran bin weder ich noch meine Leute schuldig, was gegenwärtiges auf mein Ersuchen von Seiner Hoheit eigenhändig gefertigtes Zeugniß bestätigt.«

Der Obrist übergab nun der Commission ein Document, in welchem Prinz Carl die Unschuld Trenks bezeugt, indem der Ordonnanzofficier, der dem Obristen die Ordre zum Marsch und Angriff zu überbringen hatte, irre ritt, wodurch Trenks Benehmen vollkommen gerechtfertigt sei.

Graf Löwenwalde, durch dieses unerwartete Document überrascht, konnte seinen Zorn darüber nicht verbergen, wurde sehr gereizt und erlaubte sich in Gegenwart der Commission so ehrenrührige Aeußerungen gegen den Prinzen Carl, daß Trenk über diese, seinem geliebten Feldherrn zugefügte Beleidigung rasend geworden, wie ein Tiger auf den Vorgesetzten losstürzte, ihn an der Brust faßte und in der Luft zum Fenster trug, dasselbe aufriß, um ihn vom vierten Stockwerke aus auf die Straße hinabzuschleudern.

Alles lief um Hilfe — die Wache drang herein — und Graf Löwenwalde wurde gerettet.

Obrist Trenk kam nun nicht mehr in seine Wohnung zurück, sondern wurde in das Militärstockhaus gebracht und wie ein gemeiner Missethäter mit Fesseln belegt.

Die Tactik der Gegner Trenks war eine schlaue.

So lange der Obrist Freiheit genug besaß, sich die Mittel zu seiner Rechtfertigung zu verschaffen, konnte man ihm wenig anhaben, man mußte ihn also in eine Lage versetzen, wo es ihm unmöglich wurde, zu jenen Mitteln zu gelangen.

Man reizte den ohnedem aufbrausenden, jähzornigen Mann, daß er sich immer mehr compromittirte, meldete der Kaiserin das unverantwortliche Benehmen des Obristen, ohne sie auch von den Motiven in Kenntniß zu setzen und so kam es, daß Trenk immer tiefer ins Unglück gerieth.

Jetzt, als Gefangener im Stockhause, befand er sich völlig in der Gewalt seiner Gegner, er stand unter der strengsten Controle, es wurde Niemand zu ihm gelassen, man entzog ihm jedes Schreibmateriale, mit einem Worte, er befand sich ganz und gar in der Willkür seines mächtigsten Feindes, der zugleich sein Richter und Sequester war.

Erst als man es soweit gebracht hatte, als man dem Obristen jede Communication mit seinen Freunden abgeschnitten und ihn außer Stand gesetzt hate, Betrug und Lüge zu entdecken, erst dann schritt man zum Aeußersten und ließ gegen ihn die letzte, die gefährlichste Mine spielen.

Diesen höchst merkwürdigen Theil des Trenk'schen Processes werden wir später erzählen, bis wir in unserem Gemälde so weit vorgeschritten sein werden, daß wir nicht nöthig haben, dem Gange der Handlung in Bezug auf die Zeit vorzugreifen.

XVI.

Im oberen Gut.

Wenige unserer Leser werden vielleicht wissen, daß wir, indem wir vom »oberen Gute« sprechen, keinen anderen Ort damit bezeichnen wollen, als das sicherlich allen Wienern bekannte, romantisch gelegene Neuwaldegg.

Das heutige Dornbach hieß einst das »untere Gut« und beide Orte zusammen, das »obere« und »untere Gut« wurde Dornbach genannt.

Vor dreihundert Jahren war der Eigenthümer des Neuwaldegger Hofes, Herr Stefan Aglers, Rath Kaiser Ferdinand des Ersten und Buchhalter der niederösterreichischen Raitkammer *).

Im Jahre 1537 wurde der »Hof« zum Freihof, das heißt zum Edelsitz erhoben.

Durch oftmalige Verkäufe gelangte das Gut in den Besitz der gräflichen Familie Strattmann und eine Gräfin Margaretha Strattmann war's, die um das Jahr 1675 die ersten Verschönerungen vornehmen ließ. Damals entstand das Schloß in seinen Haupttheilen. Der spätere Besitzer Baron Josef Bertoletti wendete demselben noch größere Aufmerksamkeit zu, bis endlich der Feldmarschall Graf Moriz von Lacy das Gut im Jahre 1775 käuflich an sich brachte und mit dem Aufwande einer halben Million und von beinahe zwanzig Jahren die Anlagen des heutigen Neuwaldegg schuf.

Zur Zeit unserer Erzählung grenzte an das Schloß ein dichter Wald, der heutige Park, der Ort zählte nur wenige Hütten, aber die herrliche Gegend, wenn auch etwas wild,

*) Raiten heißt im Oberdeutschen: »Rechnen« — Raitkammer, Rechenkammer.

zog doch schon auch damals die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf sich, und wer eine Fahrt oder einen Ritt ins Freie machte, der nahm seinen Weg nicht selten g'en Dornbach, besonders wenn man sich der Bekanntschaft des Schloßherrn von Neuwaldegg erfreute und dort einsprechen konnte, um die herrliche Aussicht zu genießen.

An einem heiteren Winternachmittage sah man auf der Straße von Hernals nach Dornbach eine Reitergruppe aus vier Personen bestehend, zwei Frauen und zwei Männer; da Letztere sich stets in sehr bescheidener Ferne hielten und eine gewisse Gattung von Mänteln, wie sie damals nur die Dienerschaft trug, umgeworfen hatte, so vermuthen wir mit Recht, daß sie nur die untergeordnete Begleitung der Damen bilden und widmen diesen allein unsere Aufmerksamkeit.

Beide tragen Reitkleider von schwarzem Seidensammt, kleine befiederte Hütchen von feinem Filz und eine Gattung niedlicher Stulphandschuhe, was ihnen ein amazonenartiges Ansehen verleiht.

Beide Damen, besonders die jüngere von ihnen, sitzen höchst anmuthig zu Pferde, der Ritt geht in einem kurzen Trabe vor sich, jedoch so anhaltend, daß man erst vor Dornbach in Schritt einfiel und zwar auch hier erst, nachdem die jüngere Dame bemerkte, daß die Aeltere, welche links ritt, ein wenig zurückblieb und Mühe hatte, ihr zu folgen.

Die dampfenden Pferde warfen stolz, fast tanzend, ihre feinen Beine vor sich hin, duckten anmuthig mit den kleinen Köpfen und stießen durch die schön gefärbten Nüstern Ströme von Luft aus, die, ob ihrer Wärme in der dünnen kalten Atmosphäre sichtbar, rauchförmig emporwirbelten.

Die Gegend hatte durch einen leichten Schneefall ein winterliches Ansehen gewonnen, die weiße Flockenhülle schien

wie ein Schleier die Reize der Natur nur halb verhüllen zu wollen, denn unter dem Flockengewebe schimmerten die Gegenstände, die sie zu beschützen vermeinte, deutlich hervor, als trotzten sie, wie eigensinnige Kinder, der Absicht des wohlmeinenden Winters.

Es war ein anmuthiges Winterbild, erleuchtet von einer Sonne, die statt die Erde mit ihren warmen Strahlenpfötchen zu streicheln, ihr ein glänzendes Gebiß wies.

Die jüngere der Damen sah vergnügt um sich, man gewahrte ohne Mühe, daß sie sich der freien Natur, der frischen Luft freue, daß ihr der Frost nicht lästig sei, sondern daß sie sich sogar behaglich fühle.

»Heut' ist's schön,« sagte sie lächelnd zu ihrer Begleiterin, »der Ritt macht mir viel Vergnügen. Ihnen ist's kalt, arme Gräfin, ich seh' es Ihnen an, doch bringen Sie mir wohl gerne das kleine Opfer, mir zu Liebe ein wenig zu frieren. Ob Sommer oder Winter, ich kann ohne frische Luft nicht leben, ich scheu' die Wärme, sie wird mir leicht lästig, aber Kälte kann ich ertragen als wär' ich im Eislande geboren. Doch seien Sie getrost, liebe Gräfin, oben im Schlosse wartet unsere Calesche, wir machen den Rückweg zu Wagen und Sie können sich in den warmen Pelz einmummeln, so tief als es Ihnen beliebt.«

Die ältere Dame nahm die freundliche Neckerei mit einem süßsauern Lächeln an und mochte im Stillen denken:

»Ach, wären wir nur schon im Schlosse im warmen Gemache, denn mir fällt die Wärme gar nicht lästig.«

Sie wollte eben die Anrede beantworten, als die jüngere Dame wieder sagte:

»Seh'n Sie doch vorwärts, Gräfin, wer kommt uns denn da entgegen?«

Ein Cavalier auf einem hohen, ebenholzschwarzen Pferde kam im Schritt daher.

Der Reiter bot wenig Auffallendes, er war ein Greis, stattlich und vornehm, sein Pferd dagegen war ein herrlich Thier, stolz und edel, hoch und stark, eines jener Race, die geschaffen war, riesige Eisenmänner in die Schlacht zu tragen, unter deren Stampfen die Erde zitterte, deren Huf Kies zermalmte. Die Mähne wölbte sich wellenförmig über den schlanken und doch kräftigen Hals, sein voller Schweif kehrte fast den Boden — schwarz wie die Nacht, glänzend wie der Tag, so schritt es einher unter Seinesgleichen das, was ein Mohrenfürst unter Menschen.

Kaum hatte die ältere Dame den Reiter erblickt, so rief sie:

»Das ist — Schwedenborg!«

Die jüngere Dame verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

»Der Mann hält Wort,« sagte sie lächelnd und ließ ihren Schleier vom Hute herabfallen, »senden Sie die Lakaien voraus, damit wir die Gelegenheit nicht unbenützt vorüberstreichen lassen.«

Die Gräfin vollzog den Befehl, die beiden Diener sprengten im Trabe fort gegen Neuwaldegg und die Damen blieben allein.

Als der Assessor auf seinem prachtvollen Pferde näher kam, zog er sich ehrfurchtsvoll bei Seite und grüßte ehrerbietig.

Die verschleierte Dame sprach einige Worte mit ihrer Begleiterin, diese winkte dem Seher freundlich zu und sagte:

»Herr Assessor, Ihro Gnaden, die Frau Gräfin von Falkenstein wünschen einige Worte mit Ihnen zu sprechen.«

Schwedenborg ritt zur Linken der Gräfin heran, wo er ehrerbietig hinter ihr hielt.

»Nur näher, Herr Assessor,« munterte ihn die verschleierte Dame herablassend auf, »meine Begleiterin, die Frau Gräfin Fuchs, hat mir Mehreres von Ihnen erzählt, was mir Interesse einflößte. Da nun der Zufall fügt, daß wir uns hier treffen, so kann ich mir's nicht versagen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sind, wie ich hörte, am königlichen Hofe von Schweden wohlgelitten?«

»Ich erfreue mich der Gnade meines hohen Herrscherpaares, gnädigste Gräfin, und mein Bewußtsein sagt mir, daß ich derselben vollkommen würdig bin.«

»Kommen Sie geraden Weges von Schweden?«

»Ja, gnädigste Gräfin, doch verweilte ich mehrere Wochen in Berlin.

Bei diesem Namen machte die Verschleierte eine nicht verbergbare Bewegung, welche ihr unangenehmes Gefühl verrieth.

»Haben Sie vielleicht im Auftrage Ihrer Regierung die preußischen Sandberge untersucht?« fragte sie hierauf mit Ironie.

Schwedenborg lächelte, zog den Zügel seines mächtigen Pferdes etwas straffer, so daß es den Kopf stolz in die Höhe warf, und erwiederte:

»Ich wollte die Residenz jenes Fürsten kennen lernen, dessen Politik, wie der englische Gesandte Herr Robinson behauptete, excommunicirt zu werden verdiente. Ein sehr merkwürdiger Ausspruch eines Anglicaners.«

»Wie ich merke, interessiren Sie sich auch für Politik?«

»Das ist ferne von mir, gnädigste Gräfin, mir ist der innere Mensch Alles, der äußere nichts, wie daher im Kleinen so ist auch im Großen mein Forschen blos auf das Innere der Menschheit und nicht auf deren Aeußeres ge-

richtet. Das Innere ist der Glaube und die Cultur, das Aeußere die Politik; sie hat nur dann einen Werth, wenn sie mit dem Inneren Hand in Hand geht.«

»Wie haben Sie sich in Berlin gefallen?«

»Dem Verehrer der Wissenschaft gefällt es allerorts, wo die Muse sich niederlassen kann, wo sie gehegt und gepflegt wird. Seine Majestät von Preußen haben sich mit ihrem Spruche: »Wenn die Zeitungen Nutzen stiften sollen, dürfen Sie nicht genirt werden,« große Sympathien erworben.«

»Es wäre sehr ersprießlich,« versetzte die Dame ein wenig gereizt, »wenn die preußische Majestät diesen Grundsatz des Nichtgenirens auch bei Dero Nachbarschaft befolgen würde.«

»In dieser Richtung scheint König Friedrich umsichgreifenden Grundsätzen zu huldigen.«

»Bei Gott, das ist wahr!«

Die Gräfin Fuchs fand es zweckmäßig bei dem Gespräche zu interveniren und sagte zu Schwedenborg:

»Kamen Sie zu Berlin auch an den Hof?«

»Nein, gnädige Gräfin, ich mied ihn.«

»Sie mieden ihn? Warum dies?«

»Weil ein Hof, an dem Voltaire wohlgelitten wird, mir ein Greuel ist.«

»Hat der Franzose Sie beleidigt?«

»Ich kenne ihn gar nicht; aber wir Zwei bilden schroffe Gegensätze, ihm ist Gott nichts, mir ist der Herr Alles.«

»Das ist schön von Ihnen,« rief die Dame mit dem Schleier eifriger wie bis jetzt, »Voltaire ist ein Atheist, ein gottloser Spötter, und wenn man Leute kennen lernen will, braucht man nur zu schauen, mit wem sie umgehen. Für die es keinen Gott gibt, die fürchten ihn auch nicht.«

»Gott nicht, aber die Russen!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Vor zwei Jahren,« antwortete Schwedenborg, »circulirte an unserem Hofe die Uebersetzung eines Briefes, den der englische Gesandte Hyndfort aus Berlin nach London schrieb und worin es hieß: »König Friedrich fürchtet sich vor Rußland mehr, wie vor Gott!«

Die Gräfin von Falkenstein lachte.

»Wenn dem so ist,« fuhr der Seher fort, »so wird er wohl nie in die Lage gelangen, die Russen zu bekriegen, und noch weniger dahin, um den Spruch seines Ahns, des großen Churfürsten zu erfüllen, der da sagte: »Die Russen sind Bären, die — wenn man sie einmal hat — nicht loslassen muß, weil es schwer ist, sie wieder anzubinden!«

»Der Churfürst war ein großer Mann,« versetzte die verschleierte Dame, »aber heut zu Tage wollen die Jungen klüger sein als die Alten und das ist schlimm.«

»Wenn die Jungen klüger sein wollen, so ist's schlimm, wenn sie aber wirklich klüger sind, dann thun sie wohl daran, aus den breitgetretenen Fußstapfen der Alten herauszutreten und einen eigenen Weg zu wandeln. Die Welt steht auf dem Puncte eine andere zu werden, kein Land wird sich dieser Umgestaltung entziehen können und wo man es dennoch versucht, wird man nur darunter zu leiden haben.«

»Sie thun ja, Herr Assessor, als ob Sie gar so hell in die Zukunft blicken könnten?«

»Was ich eben behauptete, gnädigste Gräfin, liegt offen da, und man benöthigt, um es zu sehen, nur den gewöhnlichen Blick. Wir leben in einer Zeit des Ueberganges. Wenn die Menschen blos schaffen und die Zeit nichts zer-

stören würde, die Welt sänke zum überladenen Trödelmarkt herab, Zeiten, Moden, Geschmacksrichtungen bunt durcheinander würfelnd und zur Schau ausstellend; eine Ueberladenheit griffe um sich, welche verderblich dem Geschmacke, die Cultur bedrohend, am Ende mit Gewalt beseitigt werden müßte. Die Zerstörungen der Zeit verhindern solche Greuel, sie reinigen den Platz so wie ein Gewitter die Luft, sie machen Veraltetes verschwinden, um dem Neuen Raum zu schaffen. Diesem heilvollen Naturprocesse verdankt die Menschheit die Möglichkeit einer Geschmacksreinigung, ohne ihn, mitten in einem Chaos von Richtungen, Moden und Anschauungen, griffe bald eine Barbarei des Auges um sich, ohne Sinn für Symmetrie, für Einfachheit, für Schönheit der Form, der Farbe und des Styls. Wenn aber mit den Zerstörungen der Zeit auch noch gewaltsame Erschütterungen in der Gesellschaft Hand in Hand gehen, wenn Revolutionen und Kriege ihre Brandfackeln schwingen, dann geht der angedeutete Proceß um so schneller vor sich, und man hat statt des Wassertropfens, der Jahrhunderte bedarf um den Stein auszuhöhlen, die Wirkung des Blitzes vor sich, der niederfährt und den Stein zerschmettert. Von dem Momente an, wo Altes zerstört oder unhaltbar geworden, beginnt der menschliche Geist, der stets nach Neuem ringt, seinen Ideen und Erfindungen Eingang zu verschaffen, man prüft, man erwägt, man nimmt an und verwirft, das Alte ist zerstört, das Neue hat sich noch nicht herangebildet, das ist die Periode des Ueberganges. Solche Perioden finden wir, wie im Völkerleben so in allen Fächern des menschlichen Wissens und Wirkens, in den Sitten und Moden, von der Mode in der Baukunst angefangen bis hinab zum kleinlichen Schnitt des Hutes oder des Kleides. Der Proceß der Geister, der mit der Reformation

das Aushöhlen des Steines begann, wird zu Gunsten der Aufklärung entschieden werden, und zwar rascher als man jetzt glaubt durch einen gewaltigen Blitz, der dort niederfahren wird, wo man die Sitte verhöhnt und Gott läugnet. Dort wird die Brunst sich entzünden, wird sich über den Erdtheil breiten, und so wie Glockenklang das neue Jahr ins Dasein ruft, so wird Kanonendonner die Geburt einer neuen Zeit feiern.«

Schwedenborg hatte mit einer Ueberzeugung gesprochen, die sich auch den beiden Damen mittheilte.

Die Jüngere war in Nachdenken versunken, dagegen ergriff die Gräfin Fuchs das Wort:

»Wissen Sie, Herr Assessor, daß Sie da ganz erschreckliche Dinge prophezeit haben?«

»Die Stimmen der Propheten,« antwortete der Seher, »waren selten geschaffen, um Süßes und Angenehmes zu verkünden; an das Gute glaubt die Menschheit auch ohne göttliche Verkündigung, nur das Schlimme muß ihr von oben herab in Posaunenstößen zugedonnert werden. Es steht in dem Belieben eines Jeden, mir zu glauben oder nicht, denn ich kann Andere nicht in jenen Zustand versetzen, in den Gott mich versetzt hat, es liegt nicht in meiner Macht, das Wunder einer besonderen Geistesdisposition an Anderen zu vollführen, darum sehe ich, was sie nicht sehen; der geistige Mensch sieht den geistigen viel besser wie der irdische Mensch den irdischen und das innere Auge reicht weiter wie das äußere. Acht und zwanzig Jahre sind es nun, daß ich in der geistigen Welt bei den Engeln und auf Erden bei den Menschen lebe; es hat dem Herrn gefallen, mir die Augen des Geistes zu öffnen, wie er sie dem Paulus, Daniel und Elisa geöffnet hat.«

Die Gräfin Fuchs schielte bei dieser mysteriösen Erklärung Schwedenborgs öfter nach der verschleierten Dame, um den Eindruck zu erforschen, den sie da hervorbrachte, aber diese hörte nichts davon, sie war zu sehr in ihre Gedanken vertieft.

Plötzlich richtete sie sich empor, und als besänne sie sich, in wessen Gesellschaft sie sich befand, sagte sie:

»Herr Assessor, lassen wir die großen Dinge bei Seite, um welche sich Andere sorgen mögen, die es angeht. Ich, die Gräfin Falkenstein und Sie, der Assessor Schwedenborg, werden dem Lauf der Dinge keine andere Richtung geben, als der liebe Gott ihnen angewiesen. Sprechen wir daher lieber von unseren kleinen Angelegenheiten; gestehen Sie mir aufrichtig, ist es wahr, daß Sie sich der merkwürdigen Gabe erfreuen, entfernte oder verborgene Dinge zu sehen?«

»Gnädigste Gräfin,« antwortete Schwedenborg bescheiden, »es liegt in Ihrem Willen, sich von der Wahrheit meiner Angabe die Ueberzeugung zu verschaffen.«

»Gut denn, ich will es thun, ich will von Ihrer Sehergabe Nutzen ziehen, aber nicht ohne vorhergegangene Reserve.«

»Ich füge mich im Voraus jeder Bedingung.«

»Es muß mir frei stehen, Sie für den mir zu leistenden Dienst in jener Weise zu belohnen, wie ich es für gut finde.«

»Gnädigste Gräfin . . .«

»Keine Einrede, Herr Assessor, ich will's so, ich mag in keines Menschen Schuldbuch stehen, au contraire, ich wollte, alle Welt stünde in dem meinen, damit ich beweisen könnte, wie sehr ich wünsche, der Menschheit wohl zu thun. Also es bleibt dabei. Ich fordere Sie daher auf, mir zu sagen, wo sich meine Brillantrose, die ich vor mehreren Tagen auf einem Spazirritte verlor, und an welcher mir aus verschiedenen Gründen sehr viel gelegen ist, befindet?«

Das verschleierte Antlitz der Dame kehrte sich bei dieser Frage Schwedenborg zu und in ihrer ganzen Haltung sprach sich die Erwartung der kommenden Antwort aus.

Schwedenborg richtete das Auge auf die Dame, sein Blick füllte sich mit einer ungewöhnlichen Glut, die Pupillen strömten feurige Strahlen, die das feine Gewebe des Schleiers zu versengen drohten, dann sprach er langsam mit voller Stimme:

»Die kostbare Rose, welche Sie verloren, wird wieder in Ihren Besitz gelangen. Ein Mann hat das Kleinod von der Straße aufgelesen und in diesem Augenblicke befindet es sich noch in seinem Besitze. Der Finder wohnt auf der Wiese, jetzt Lichtenthal *) genannt. Er ist nicht nur in jener Vorstadt, sondern in ganz Wien bekannt, daher man nur seinen Namen zu nennen braucht und jedes Kind weist Einem das Haus zum »Küß den Pfennig« in Lichtenthal, welches die Nummer 52 trägt und jenen Mann beherbergt. Sein Name ist Augustin, er ist Sackpfeifer und bei dem Volke der beliebteste der Bänkelsänger.

Nach dieser Verkündigung schwieg der Seher und beide Damen, von Einem Gefühl bewegt, athmeten wie erleichtert zugleich aus tiefer Brust auf.

»Nehmen Sie einstweilen meinen mündlichen Dank, Herr

*) Wo Lichtenthal steht, war ehedem eine Thalwiese, daher rührt die noch heute bestehende Volksbenennung, die Wiesen. Fürst Adam Liechtenstein, als Herr dieses Grundes, erbaute 1694 ein Brauhaus; als man diese Wiese 1704 mit in die Linien einschloß, verkaufte er die Baugründe und bewilligte eine zehnjährige Steuerfreiheit. Da die Vorstadt unter Kaiser Carl VI. anwuchs, so nannte man sie die Carlstadt, das Volk jedoch blieb bei dem Namen Lichtenthal, der sich auch erhielt.

Assessor,« sagte jetzt die verschleierte Dame, »ich werde keine Mühe scheuen, daß das Kleinod wieder in meinen Besitz gelange. Im Uebrigen werde ich Sie noch sprechen, bis dahin strenge Discretion. Sie sind Edelmann und ich, ich bin . . . die Gräfin von Falkenstein.«

Sie grüßte den Seher huldvoll mit der Hand, ein Zeichen, daß er entlassen sei, dann setzte sie ihren Zelter in Trab und sprengte voraus.

Die Gräfin Fuchs folgte ihr. Schwedenborg dagegen wendete sein Pferd gegen Wien und es flog die Straße dahin, als wär's ein riesiger schwarzer Vogel, der über eine schneebedeckte Wiese dahinschwebt.

XVII.

Guido und Roswitha.

Unter den Rosentagen der Liebe sind jene die duftigsten, die honigreichsten, wo die Liebe noch ein süßes Geheimniß ist zwischen den zwei Herzen, die sich verbunden haben zu Einem Schlage.

Weder Herr von Werhotitz noch Frau von Ammon wußten ein Wörtlein von der stattgehabten Erklärung, selbst Fräulein Adelaide, Guido's Schwester, erfuhr nichts von ihrem Bruder, obwohl sie es war, die ihn zur Erklärung angeregt hatte; das Geheimniß blieb somit einstweilen bewahrt, die Blume blühte fort im Schatten der Verborgenheit, so daß kein Sonnenstrahl sie entweihte.

Guido und Roswitha fühlten sich in diesen Flittertagen so glücklich, daß sie eine Aenderung nicht herbeiwünschten, ihnen genügte das Bewußtsein zu lieben und geliebt zu werden.

Wir behaupteten vorhin, daß die Angehörigen des Fräuleins von der stattgehabten Verständignng des jungen Paares nichts erfuhren, dem war auch wirklich so; damit wollten wir jedoch nicht gesagt haben, daß ihnen die wechselseitige Neigung noch immer ein Geheimniß war.

Frau von Ammon merkte sie zuerst und auch dem Edelherrn blieb sie nicht ganz verborgen, doch sprach kein Theil davon; da man in der Neigung der jungen Leute keine Gefahr sah, so ließ man sie vertrauensvoll gewähren.

An einem Vormittage ging das Fräulein zur gewöhnlichen Stunde in die zunächst gelegene Kirche, um wie alltäglich dem Gottesdienste beizuwohnen und dem lieben Himmel für das Glück, welches er ihr beschieden, zu danken.

Roswitha hatte jedoch die Pforte noch nicht erreicht, so näherte sich ihr ein junges Mädchen und bat sie bei Seite zu treten, indem sie ihr eine Botschaft mitzutheilen habe.

Roswitha fügte sich dem Begehren.

»Ich bin von Herrn Guido von Nedorost gesendet,« begann das Mädchen, »er läßt sich dem Fräulein Roswitha sehr höflich empfehlen und bittet, Sie möchten heute um die dritte Nachmittagsstunde in die Stadt kommen und mit ihm an dem auf diesem Papiere bezeichneten Orte zusammentreffen, er hat Ihnen etwas Wichtiges anzuvertrauen, wovon weder Ihre Angehörigen noch seine Schwester etwas wissen dürfe.«

Das Fräulein lohnte dem Mädchen ihre Mühe und trat beunruhigt in die Kirche.

Was hatte Guido ihr Geheimnißvolles mitzutheilen, was weder ihr Vater noch seine Schwester erfahren durfte?

Die ihr zugekommene Einladung war der erste Zwi-

schenfall während der kurzen Dauer ihrer Liebe, der sie beunruhigte.

Außer Stande sich zu sammeln und zu beten, verließ sie bald darauf die Kirche und begab sich nach Hause. Ihre Gedanken weilten ununterbrochen bei Guido, sie suchte im Voraus sein Geheimniß zu ergründen, sie strengte sich an zu errathen, was er ihr mitzutheilen gedenke, doch erreichte sie weder damit ein Ziel noch eine Beruhigung.

»Ach wär' nur die bestimmte Zeit schon da! Aber die Stunden haben Blei an den Füßen, wenn man sie mit Sehnsucht erwartet. Die Zeit ist eine abgefeimte Cokette, sie stellt sich am unbeweglichsten, wenn sie weiß, daß die Ungeduld ihr Flügel wünscht.«

Endlich war zwei Uhr vorüber, Roswitha, welche Mühe genug hatte, ihre bewegte Gemüthsstimmung zu verbergen, verließ unter einem Vorwande das Haus und begab sich über das Glacis gegen die innere Stadt.

Der Nachmittag war heiter, die geschäftige Menge bewegte sich im raschen Schritt an dem Fräulein vorüber, dessen Auge jedoch zu Boden gesenkt war, so daß sie weder die herausfordernden noch die lüsternen Blicke der jungen Gecken bemerkte, an denen es damals eben so wenig mangelte wie heute, nur mit dem Unterschiede, daß sie noch nicht die Namen Pflastertreter trugen, weil es zu jener Zeit noch kein Granitpflaster zu treten gab.

Roswitha bemerkte also nichts von der ihr gespendeten Aufmerksamkeit und setzte ihren Weg fort.

Sie hatte eben die Steinbrücke vor dem Stubenthore überschritten, als sie links am Wege in einiger Entfernung vor sich ein armes Weib gewahrte, welches, auf einen Stock gestützt, bettelnd da stand.

Roswitha nahm schon in der Ferne ein Geldstück aus dem Beutel, reichte es im Vorübergehen der Alten und setzte dann, ohne anzuhalten, ihren Weg fort.

Kaum hatte sie die Alte hinter sich, als deren Aeußeres ihr bekannt erschien und sie sich erinnerte, der Bettlerin schon irgendwo begegnet zu sein.

Sie mäßigte ihre Schritte, sammelte die Gedanken und strengte sich an, sich der Zeit und des Ortes zu entsinnen, wo dies der Fall war.

Endlich fiel es ihr ein.

Die Alte war dieselbe Bettlerin, der sie bei ihrem letzten Besuche in Brünn an der Pforte der neuen Minoritenkirche eine Gabe gereicht hatte und die ihr die bekannte Warnung zurief vor einem Mädchen, welches laut späterer Erkundigung Ludmilla Prokop hieß, das sie aber bis jetzt nicht zu sehen bekam.

Noch klangen die Worte der Bettlerin durch Roswitha's Seele.

»Dort wohnt die Schlange,« hatte sie ihr zugerufen, . . . »dort . . . dort . . . Ihnen droht ein Unglück . . . oh, hüten Sie sich, daß Sie ihr nicht nahe kommen . . . sie würde Sie vergiften . . . die Natter . . . Sie sind tugendvoll . . .«

Roswitha lächelte ungläubig.

Die Alte, dachte sie jetzt, hat sich bis nach Wien gebettelt, ihr Hiersein ist natürlich, sie strolcht von Ort zu Ort, von Land zu Land; ich will aber hören was es mit ihrer Warnung für ein Bewandtniß hat? ich begebe mich zurück zu ihr, stelle sie zur Rede und höre was sie heute sagt. Ob sie mich wieder erkennt?

Kaum gedacht, so wendete sie sich auch um, doch blieb sie gleich betroffen stehen und machte keinen Schritt zurück, denn die Bettlerin stand nicht mehr an der früheren Stelle, sondern war fort.

Roswitha's Auge durchstreifte die Runde, die Alte war nirgends zu sehen, sie mußte sich wahrscheinlich hinter dem Bretterzaun des Ochsenfangs verloren haben, der an die »Hetze« grenzte.

Das Fräulein zürnte sich selbst, daß sie sich so spät entschloß, die Alte anzusprechen, jetzt war sie fort und wer weiß, ob sie ihr je wieder begegnen würde?

Die Gelegenheit sich zu überzeugen, was von dem Gerede der Alten zn halten sei, war ihr entschlüpft.

Roswitha setzte mißgestimmt ihren Weg fort, das Begegniß hatte ihre ganze Aufmerksamkeit derart in Anspruch genommen und sie so beschäftiget, daß sie schier den Zweck ihrer Wanderung vergaß, und während dieser Zeit den Stachel der Neugierde nicht empfand, der sich jetzt wieder fühlbar machte.

Das Fräulein näherte sich dem Stubenthore, sie sollte jedoch die in der Adresse angegebene Wohnung nicht erreichen, ohne nicht noch einmal aufgehalten zu werden und zwar dieses Mal nicht freiwillig, sondern gezwungen.

Als Roswitha in das Stubenthor trat, fand sie dasselbe mit Menschen gefüllt. Die Passage stockte.

Was gab es zu sehen? War etwa ein Unglück geschehen?

Das Fräulein, da es ihr ohnedem nicht möglich war, den Weg fortzusetzen, wollte doch auch die Ursache der allgemeinen Neugierde kennen lernen und wagte sich an die dichteste Stelle des Haufens.

Einige Männer machten ihr zuvorkommend Platz und die Scene, welche sich ihren Blicken darbot, war folgende:

Zwischen zwei mit Partisanen bewaffneten Rumorknechten stand mit dem Rücken nahe an die eine Thorwand ein Mädchen. Das unglückliche Geschöpf war nicht frei, sondern mittelst einer eisernen Fessel an eine mächtige Bombe geschmiedet, die ihr zu Füßen dalag und auch ohne Wache jeden ihrer Fluchtversuche vereitelt hätte.

Eine einfache bürgerliche Kleidung umhüllte den üppigen Körper, Anmuth, Jugend und Lieblichkeit waren ihr zu eigen.

Die Schmach dieser öffentlichen Ausstellung hatte alles Blut von ihrem Antlitze weichen gemacht und sie stand da, zitternd, todtenbleich, die Hände nach rückwärts gebunden, den Kopf so tief als möglich gegen die Brust gesenkt, um der Menge ihren Anblick zu entziehen.

Die Scene wirkte erschütternd auf Roswitha, Angst und Mitleid wogten durch ihre Brust, sie vermochte sie nicht auf die Dauer mit anzusehen, sondern wandte sich ab und zog sich aus dem dichtesten Gedränge zurück.

Was hat die Arme verschuldet? Diese Frage drängte sich ihr auf, welches Verbrechen mußte sie auf eine so fürchterliche Weise büßen?

Ein Zufall fügte es, daß sie diese Frage beantwortet hören sollte.

Vor ihr standen zwei anständig gekleidete Herren, deren Einer ein Fremder war; dieser mochte sich bei seinem Begleiter ebenfalls nach der Ursache dieser eigenthümlichen Prangerstellung erkundigt haben, denn der Andere erwiederte:

»Sie irren sich, wenn Sie glauben, das Mädchen

habe irgend ein schweres Verbrechen begangen, sie hat sich nur gegen die Moralität versündigt.«

»Gegen die Moralität? —« fragte der Fremde verwundert.

»Ich will Ihnen dies auseinandersetzen. In den letzten Jahren fing es an in Wien ein wenig locker herzugehen, die Sittenlosigkeit griff immer mehr um sich, und Tugend und Ehrbarkeit wurden mit Füßen getreten. Der Kaiserin, die als Gattin und Mutter ein Muster aller Frauen ist, war diese Verderbtheit ein Greuel, sie sann nun auf ein Mittel, derselben entgegen zu wirken, und glaubte dies in der Einführung einer eigenen Commission gefunden zu haben, welche über die Reinheit der Sitten in Wien eben so zu wachen hat, wie zum Exempel die Censurcommission über die Reinheit der Bücher. Diese Commission mit den umfassendsten Vollmachten versehen, bildet ein eigenes Tribunal, eine Art Standgericht, das ohne langes Processiren aburtheilt. Im Solde dieser Commission steht ein Heer geheimer Späher, welche nicht nur die zweideutigen und leichtsinnigen Weibsbilder, sondern auch treulose Ehefrauen und Ehemänner, kurz, Alle ausspähen, die der Lockerheit nur irgend schuldig oder auch nur verdächtig sind. Die Urtheile lauten gewöhnlich auf Prangerstehen am hohen Markte oder unter einem Stadtthore an Bomben geschmiedet, wie Sie hier sehen, oder auf Ausstäupen, je nachdem mehr oder weniger Leichtfertigkeit und Verderbtheit im Spiele ist.«

»Und welchen Namen führt diese Commission?«

»Die Keuschheitscommission.«

Die Rumorwache hatte mittlerweile die Passage frei gemacht und Roswitha enteilte der Scene, deren schrecklichen Eindruck sie nicht zu verdrängen vermochte.

Der am Vormittage erhaltenen Adresse folgend, kam sie in ein Haus der Schulenstraße, wo sie im ersten Stocke die Nummer der bezeichneten Thüre fand; nun erst trat das jüngst Erlebte in den Hintergrund, denn sie wurde von Guido empfangen.

Der junge Mann küßte der Geliebten zärtlich die Stirne und sagte:

»Ich erwartete Sie mit Sehnsucht, theure Roswitha, Sie haben mich mit Ihrem unbekannten Anliegen sehr neugierig gemacht.«

Das Fräulein lächelte und erwiederte:

»Sie wollen damit sagen, daß Sie meinen Seelenzustand erriethen, lieber Guido, und necken mich jetzt damit; meinethalben, es sei, Neugierde ist eine altbekannte Eigenschaft der Frauen und ich brauch' mich ihrer nicht zu schämen, daher aufrichtig, ja, ich bin sehr begierig, zu erfahren, was Sie mir mitzutheilen haben und ich erwarte, daß Sie es ohne Zögern thun.«

Herr von Nedorost sah die Geliebte verwundert an.

»Sprechen Sie im Ernste?« fragte er, »erwarten Sie wirklich eine Mittheilung von mir?«

»Was denn anders? Ließen Sie mich am Vormittage nicht ersuchen, hieher zu kommen?«

»Um Vergebung, mein Fräulein, ich weiß von dem Gegentheil zu erzählen.«

Roswitha wurde betroffen und beeilte sich, dem Geliebten die Ursache mitzutheilen, welche sie hieher zu kommen veranlaßte.

»Sonderbar,« entgegnete Guido erstaunt, »so wie Sie wurde auch ich hieher vermocht; auch zu mir kam ein

Mädchen, welches mir angeblich von Ihnen dieselbe Botschaft brachte.«

»Wie sah das Mädchen aus?«

Guido beschrieb ihr Aeußeres, es war ein und dieselbe Person.

Die Liebenden verglichen die erhaltenen Adressen, jene Roswitha's war von Männerhand, jene Guido's von Frauenhand geschrieben.

»Ist dies Ihre Schrift?«

»Gott behüte!«

»Auch dies Billet ist nicht von mir.«

»Es ist ohne Zweifel, man hat uns getäuscht, man hat uns in diese Wohnung gelockt.«

»Unglaublich! Zu welchem Zwecke konnte eine solche Schelmerei stattfinden?«

»Wo befinden wir uns? Wem gehört die Wohnung?«

»Sie fragen mich umsonst, theure Roswitha. Ich folgte der Angabe der Adresse. Als ich hieher kam, fand ich ein Dienstmädchen in der Küche, welches mich, bevor ich ein Wort sprach, in dies Gemach wies, mit dem Beisatze, ich möge nur warten. Ich war der Meinung, mich bei einer Ihrer Bekannten zu befinden.«

»Ach, mein Gott, wie konnten Sie das nur glauben, Sie wissen doch, daß ich hier fremd bin?«

»Aber Frau von Ammon . . .«

»Wo ist das Dienstmädchen hingekommen?« sagte jetzt das Fräulein, dessen Verlegenheit von Minute zu Minute zunahm, »ich bemerkte keine Seele, als ich durch die Küche ging — ach, Guido, diese Schelmerei ist zu listig ersonnen, als daß sie ohne Grund angelegt sein sollte; kommen Sie, ich bitte Sie, verlassen wir diese Wohnung . . .«

»Auch ich bin Ihrer Ansicht, theure Roswitha, doch können wir uns in diesem Augenblicke nicht entfernen, die Wohnung bliebe offen und wir setzten uns größeren Unannehmlichkeiten aus, als wir hier aus dem Wege gehen; überdies gilt es auch, den Urheber der Schelmerei zu erforschen und dazu ist es nöthig, daß wir bleiben.«

»Ja, Guido, bleiben Sie hier, doch meine Anwesenheit ist überflüssig, ich befinde mich in einer unglaublichen Aufregung, ich kann hier nicht verweilen . . .«

Der junge Mann war damit einverstanden, er nahm Abschied von Roswitha, umarmte sie . . . in demselben Momente trat ein Herr in die Thüre . . . die Liebenden fuhren erschreckt auseinander.

Am Eingange hielten zwei Mann der Rumorwache.

Guido sah den Herrn erstaunt an . . . Roswitha drückte schämig die Hände an das Antlitz.

»Schönes Schauspiel!« heischte der Eingetretene dem jungen Manne spöttisch zu, »man wird mir folgen.«

»Wohin, wenn ich fragen darf?«

»Das werden Sie zeitlich genug erfahren.«

»Wer sind Sie, mein Herr?«

»Diese Frage steht mir zu.«

»Mein Name ist Guido von Nedorost, und der Name dieser Dame Fräulein Roswitha von Werhotitz . . .«

»Beide von Adel, um so schlimmer! Mein Herr, Sie werden den Ort wohl kennen, an dem ich Sie antraf —«

»Dieser Annahme muß ich widersprechen . . .«

»Wie, Sie treffen hier mit dem Fräulein zusammen und stellen sich, als kennten Sie die Wohnung der berüchtigtsten aller Unterstandgeberinnen nicht?«

»Mein Herr . . .«

»Sie unterfangen sich noch, mir zu drohen?«

»Ich bin kein Verbrecher.«

»Ein sittenloser Mensch sind Sie, und Sie und das Fräulein werden mir folgen.«

»Mein Herr, Sie vergessen . . .«

»Keinen Widerspruch, keine Widersetzlichkeit,« befahl der Herr im Amtstone, »erschweren Sie nicht muthwillig Ihre Lage, ich bin ein Diener der — Keuschheitscommission!«

Bei diesem Namen tauchte in Roswitha's Seele die fürchterliche Scene unter dem Stubenthor auf, ein Jammerschrei entrang sich ihrer Kehle, sie stürzte ohnmächtig zu Boden.

Guido wollte ihr zu Hilfe eilen . . . die eingetretenen Rumorsoldaten verhinderten ihn daran, indem sie sich seiner und des Fräuleins bemächtigten.

Die »weiße Rose« war eine Gefangene der Keuschheitscommission!!

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.